Julius merkwürdige Abentheuer auf seinen Reisen in fremde Welttheile.

Ein Buch
zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde
unter der Jugend,

vom
Verfasser der Erzählungen für das erste
Kindesalter.

Mit Kupfern.

Nürnberg, 1813.
bei Gustav Philipp Jacob Bieling,
und in Commission
der Joh. Benj. Ge. Fleischerschen Buchhandlung
in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es wird kaum nöthig seyn zu bemerken, daß die in diesem Buch vorgetragenen Data im Wesentlichen nicht Dichtung, sondern wahre Begebenheiten und andere auf die Nachrichten zuverläßiger Reisenden gegründete Schilderungen enthalten. Die Reise meines Julius ist nur der Faden, an den sie zusammengereihet sind. Blos die Wahl, die Ausmahlung derselben, der frische Anstrich allzutrokener Notizen, und die Beifügung mancher kleiner Umstände, die sie anziehender für junge Leser machen, gehören, wenn ich mich so ausdrüken darf, dem Dichter an.

Daß die wenigsten gemeinen Reisebeschreibungen für die Jugend genießbar sind, ist eine bekannte Sache. Sie sind nicht für sie geschrieben, und meistens so sehr mit nautischen, astronomischen, botanischen, mineralogischen und überhaupt wissenschaftlichen Bemerkungen überladen, daß sie Lesern, die vorzüglich Nahrung für ihre Einbildungskraft und eine angenehme Unterhaltung suchen, wenig Genuß gewähren. Es ist das sehr zu bedauern, denn durch das Lesen solcher Reisege-

schichten wird bei jungen Personen die Liebe zur Geogrophie, zur Natur- und Völkerkunde, und zu einer soliden Lektüre erwekt, auch der Kreis ihrer Kenntnisse in vielen andern Stüken erweitert. Immer wird es daher verdienstlich bleiben, wenn man dergleichen Schriften lesbar zu machen, und ein Feld, auf welche so viele schöne Früchte blühen, besser anzubauen sucht. Schon das Bestreben, die Fantasie junger Seelen ohne Nachtheil ihrer Moralität zu beschäftigen, ist nicht ohne Werth, und ich darf mir schmeicheln, daß schon, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, meine Arbeit eine billige Beurtheilung erfahren werde. Sie verdient sie aber vielleicht auch noch in anderer Rüksicht.

Man wird finden, daß mein Julius vor der Hand zwar nur die Westküste von Afrika bereis't; dessen ungeachtet aber habe ich Mittel gefunden, auch von den vornehmsten andern Ländern dieses Welttheils unterhaltende Nachrichten beizubringen.

Ich dachte mir übrigens als Leser nicht Kinder von sechs oder sieben, sondern von zwölf bis vierzehn Jahren. Ob ich den rechten Ton für diese getroffen habe, wird sich am sichersten bewähren, wenn ihnen das Buch wirklich vorgelegt und ihr Urtheil darüber gehört wird.

Der Herausgeber.

Inhalt.

I. Schilderung der Familie des Verfassers. 1

II. Veranlassung zu der Reise. . . 4

III. Es werden die Reiseanstalten getroffen. Des Oheims Guineen langen an. . . 12

IV. Julius nimmt Abschied von seinen Aeltern. Seine Ankunft in Hamburg. Er machte Bekanntschaft mit Emmerich. . 15

V. Julins besteigt das Schiff; welches ihn nach England übersezen soll. Beschreibung desselben. 18

VI. Das Schiff geht unter Segel. Es wird von einem feindlichen Kaper angegriffen. Kampf beider Schiffe. . . 23

VII. Das eroberte Schiff wird in Besitz genommen. — Es droht ein neuer Angriff. 30

VIII. Sir Johns Reisen in das innere Afrika. 36

IX. Sir John reiset von Tripoli ab. Schilderung der Afrikanischen Wüsten. Unannehmlichkeiten bei den Reisen in Afrika. Gastfreiheit der Araber. . . 46

X. Ankunft zu Mesurata und Wadan. Die Karavane wird von herumschweifenden Arabern angegriffen. Sie langt im Königreich Fessan an. Beschreibung dieses Reichs und seiner Bewohner. Strafen der Verbrecher. . . . 56

XI. Ankunft im Königreich Bornu. Beschreibung dieses Reiches und seiner Einwohner. 65

XII. Sir John macht Jagd auf einen Löwen. Seine Ankunft in Kaschna und Gondschä. 72

XIII. Ein Elephant wird in einer Grube gefangen. Heuschrekenschwärme in Senegambien. Sir John schiffe sich nach Europa ein. Sein Schiff wird von einem französischen Kaper erobert. . . 78

XIV. Julius Ankunft in Portsmouth. Merkwürdigkeiten dieses Seehafens. Julius miethet sich auf einem Ostindienfahrer ein. 84

XV. Die Flotte segelt aus Portsmouth ab. Ein ehemaliger Sklave unterhält unsere Reisenden von Fez und Marokko. 95

XVI. Der Haifisch. Die Wasserhose. Ankunft auf den Kanarischen Inseln. Schilderung derselben. 105

XVII. Es wird der Piko von Teneriffa bestiegen. Die geheimnißvolle Höhle. . 112

XVIII. Schiksale des Spaniers Lopez, während seiner Sklaverei in Algier. . 122

XIX. Abreise von Teneriffa. Sturm und Schiffbruch. 136

XX. Der Verfasser und seine Unglüksgefährten stoßen auf ein Lager der Mauren. Ihre Aufnahme in demselben. Sitten und Lebensart dieser Völker. . . 147

XXI. Reise nach der Sankt Louis-Insel. Sie werden von einer Horde räuberischer Mauren überfallen und gerathen in Sklaverei. 158

XXII. Versuch sich zu befreien. Erfolg desselben. 168

XXIII. Julius sucht seine vergrabenen Guineen auf. Goldgruben in Bambuk. Fliegende Fische. 177

XXIV. Neger am Senegalstrom. Reisbau. Julius ist in Gefahr von einem Kaiman angefallen zu werden. Es wird eine Meerkaze erschossen. Ameisenzüge. 185

XXV. Giftiger Stich der Muskitos. Indigobau. Ein Flußpferd wird erlegt. Baumwollenplantagen. Julius schießt ein Stachelschwein. . . . 192

XXVI. Ankunft in dem Negerdorf. Jagdpartie. Es wird ein Löwe erlegt. Rükreise nach dem Fort Senegal. . 200

I.

Schilderung der Familie des Verfassers.

Ich war der dritte Sohn eines kleinen Kaufmanns zu Berlin, der kümmerlich genug mit seiner starken Familie von dem geringen Ertrag seiner Handlung lebte. Von vier Schwestern, die ich hatte, starben zwei, ehe sie das zehnte Jahr erreichten, von den übrigen beiden war die eine älter, die andere viel jünger als ich.

Die Sorgen, welche meinem Vater die Erhaltung so vieler Kinder verursachte, wozu auch noch eine Magd und ein Ladenjunge kam, machten ihn öfters sehr mißmuthig. Wir waren alle etwas ungenügsam, und hatten den Unverstand mehr zu fordern, als der gute Mann uns geben konnte. Dem einen war das Frühstük, dem andern das Mittagessen nicht gut genug; dieser beschwerte sich über seine Kleidung, jener über seine Wäsche; noch ein anderer über die seltenen Lustpartien die gemacht wurden. Immer suchten wir uns mit andern viel reichern Häusern zu vergleichen, die dreimal mehr konnten aufgehen lassen als unser Vater; nie mit geringeren, die sich noch schlechter behelfen mußten als wir.

Unsere Mutter war die Güte selbst. Sie hätte uns so gern glüklich und zufrieden gesehen! Allein sie war so wenig als wir Kinder im Stande, die Ausgabe nach der Einnahme zu berechnen. Sie unterstüzte uns daher nur allzuoft in unserm ungerechten Murren wider den Vater; und anstatt uns zur Genügsamkeit und Sparsamkeit zu ermahnen, und ihrem Gatten die große Last seiner Sorgen dadurch in etwas zu erleichtern, lag sie ihm beständig mit neuen Wünschen und Forderungen in den Ohren, und veranlaßte dadurch die unangenehmsten Auftritte. Hätte unser Vater ihr nachgegeben, so wäre wahrscheinlich der Umsturz seiner kleinen Handlung die nächste Folge seiner Nachgiebigkeit gewesen. Doch er blieb standhaft, und so gelang es ihm, seinen Kredit bis zur allmähligen Versorgung eines Theils seiner Kinder aufrecht zu erhalten.

Mein ältester Bruder erreichte das vierzehnte Jahr. Er wurde jezt der Gehülfe meines Vaters und machte ihm einen Lehrpurschen für die Zukunft unnöthig. Bald wuchs der zweite und endlich auch ich als der dritte ihm nach: Wir widmeten uns alle der Handlung, und wurden daher unserm Vater eine wichtige Stüze. Nach vier Jahren war mein ältester Bruder bereits im Stande die Messen für ihn zu beziehen. Es wurden ihm einige Kisten mit Waaren gepakt, und er reisete damit nach Frankfurt

an der Oder, nach Leipzig, nach Naumburg, und kam gemeiniglich mit voller Kasse nach Berlin zurück. Nur Schade, daß er von der Gelegenheit zu sehr profitirte und den besten Theil des Gewinnes in den Wein- und Schauspielhäusern zurük ließ. Anstatt bescheiden zu Fuß, oder mit dem Postwagen zu reisen, kam er öfters mit andern jungen Kaufleuten seines Alters mit Extrapost angefahren; und wenn die Stirn des Vaters beim Aussteigen sich runzelte, und er ihm durch seinen kalten Empfang seine Unzufriedenheit bezeugte, suchte ihm Bruder Wilhelm zu beweisen, daß alles aus Sparsamkeit geschähe, und er weit mehr verzehrt haben würde, wenn er in kleinen Tagreisen zu Fuß angekommen wäre.

Ob nun gleich auf solche Art von dem Meßgewinn keine sehr bedeutende Summen übrig blieben, so wurde unsere Lage doch von nun an immer besser und bequemer. Zwar erforderte Wäsche und Kleidung für uns bei zunehmendem Alter immer größeren Aufwand; allein was wir kosteten das verdienten wir jezt selbst, und das machte einen gewaltigen Unterschied. Nächst dem wurde unser Tisch immer kleiner, weil öfters meine beiden Brüder zugleich auf Messen oder in andern einträglichen Angelegenheiten abwesend waren: er konnte daher auch um ein merkliches besser werden als vorher.

Dieses war nunmehr der Anfang der Zeit, auf welche uns unser guter Vater immer vertröstet hatte. Seyd genügsam in euren Kinderjahren, sprach er hundertmal; wenn ihr euch zu arbeitsamen und brauchbaren Menschen bildet, so wird es bald besser kommen. Wenn ich euch in eurer frühen Jugend an tägliche Braten gewöhnte, so werdet ihr euch dereinst höchst unglüklich fühlen, wenn ihr mit Kartoffeln oder einer Butterbemme vorlieb nehmen müßtet; wenn ihr euch aber schon in euren Kinderjahren an Kartoffeln gewöhnt, so stehe ich dafür, daß es keinem von euch dereinst schwer werden wird, sie mit Schöpsenkeulen oder Truthähnen zu vertauschen.

II.

Veranlassung zu der Reise.

Einst saßen wir an einem Winterabend vertraulich beisammen am Tische, und ließen uns eine gefüllte Gans sehr wohl schmeken, als die Thür sich öfnete, und der Briefträger unter mehreren Schreiben meinem Vater eines überreichte, für welches ein Thaler und mehrere Groschen Porto zu bezahlen war. Er stuzte. Der Briefträger versicherte ihn, er sei mit der Hamburger Post angelangt; er müsse folglich, weil so viel Porto gefordert wurde, viel weiter über die See hergekommen seyn. Meinem Vater wurde es jezt wahrscheinlich, daß es ein Brief

von seinem Bruder in Ostindien sei, von dem er schon seit vielen Jahren keine Nachricht mehr erhalten hatte. Voll Begierde nach dem Inhalt drangen wir alle in ihn, denselben sogleich zu öffnen: Allein er hatte es sich zum Grundsaz gemacht, nie seine Briefe vor dem Essen zu lesen, und sich durch die unangenehmen Nachrichten, welche sie vielleicht enthielten, den Appetit zu verderben. Das Schreiben wurde daher uneröffnet bis zum Nachtisch bei Seite gelegt, und unsere Fantasie behielt indeß in Ansehung des Inhalts freies Spiel. Der eine vermuthete dieß, der andere das. Tausend Fragen wurden an den Vater über die Geschichte des Oheims, und über die Gründe gethan, welche ihn bestimmt hatten nach Ostindien zu gehen. Er hatte uns alles schon hundertmal erzählt; aber er wiederholte es uns mit dem größten Vergnügen, und machte uns eine sehr verführerische Schilderung von dem ungeheuern Vermögen und den glüklichen Verhältnissen, worin sein Bruder zu Madras lebte.

Der Braten war endlich verzehrt und der Brief wurde erbrochen. Er war wirklich von Bruder Theodor. Durchaus äußerte sich in demselben die zärtlichste Bruderliebe. Er enthielt die Bestätigung alles dessen was uns einen Augenblik vorher der Vater schon erzählt hatte. Bruder Theodor lebte in Ostindien in einer beneidenswerthen Lage: Er

hatte sich mit einer jungen liebenswürdigen und ausserordentlich reichen Kreolin *) verheirathet, mit welcher er im Ueberfluß lebte und die ihn bereits mit drei schönen Kindern beglükt hatte. Sein sehnlicher Wunsch war, die Familie seines Bruders Theil an seinen glücklichen Umständen nehmen zu lassen. Er bat ihn daher, ihm eines oder zwei seiner Kinder zu senden, und versprach sie auf immer in Indien so zu versorgen, wie sie es in Europa nimmermehr werden würden. Um seiner Einladung noch mehr Gewicht zu geben, kündigte er meinem Vater eine Kiste mit kostbaren indianischen Waaren an, die mit dem nächsten Schiffe abgehen würde, und worin sich auch einige Rollen Guineen für denjenigen seiner Söhne befinden sollten, der sich am ersten und liebsten zu einer Reise nach Indien entschließen würde.

Von Kindheit an war die Begierde zu reisen bei mir zur Leidenschaft geworden, und ich hatte mich der Handlung aus keinem andern Grunde gewidmet, als weil ich Hofnung hatte als Kaufmann, mein Verlangen die Welt zu sehen, am ersten und leichtesten

---

*) Kreolen nennt man in beiden Indien solche Personen, welche in jenen Gegenden von einer Europäerin geboren sind, und auch einen Europäer zum Vater haben.

zu befriedigen. Die Geschichte Robinsons, die Entdekung von Amerika, die Insel Felsenburg, und Reisebeschreibungen aller Art, waren immer meine Lieblingslektüre gewesen. In der Hofnung einst zu sehen was ich las, hatte ich auch mit brennendem Eifer die Geographie studirt, und weil ich mit meiner Fantasie weit über die Grenzen von Deutschland hinaus strebte, auch einige fremde Sprachen besonders das Französische und Englische ziemlich gut gelernt. — Was konnte mir also willkommener seyn, als Oheim Theodors Einladung? Ich beschwor meinen Vater auf den Knieen keinen andern als mich ziehen zu lassen; allein ich bekam einen harten Stand gegen meinen Bruder Wilhelm, der als der älteste auf den Vorzug beharrte: Jeder von uns fing an seine Gründe hizig zu verfechten. Ich behauptete er sei meinem Vater unentbehrlich, und es würde unkindlich von ihm gedacht seyn, wenn er ihn verlassen und in die weite Welt gehen wollte. Er hingegen sagte: es sey billig daß auch wir unsern Vater so lange unterstüzten, als er bereits gethan hätte, und dieser würde nicht als verlassen angesehen werden können, wenn auch wir unsere Schuldigkeit so gut erfüllten wie er. —

Ach mein Himmel, worüber streitet ihr denn, fiel Schwester Jakobine ein; die Einladung gilt ja nicht einem allein; es heißt ja in dem Brief an den

Vater eines oder zwei seiner Kinder. Ihr könnt ja also wenn ihr wollt beide zugleich reisen und uns bleibt dann immer noch Bruder Rudolph, der lange nicht so hizig auf das Reisen erpicht zu seyn scheint wie ihr.

Jakobines Gedanke war gut; aber meine Mutter protestirte dagegen aus aller Macht. Zwei von ihren Söhnen zugleich den Gefahren des Meeres zu überlassen und vielleicht keinen wieder zu sehen: Nein, das wäre mehr gewesen, als ihr Mutterherz ertragen könnte. Mir selbst aber — ich muß es nur bekennen — war mit einem solchen Reisegefährten wenig gedient, denn nie hatte ich mich mit Wilhelm gut vertragen können. Als der Aelteste suchte er sich immer eine gewisse Herrschaft über mich anzumassen, der ich mich bei meinem freien Sinn nie unterwerfen wollte: Wir lebten daher in ewigem Krieg und machten durch unsere Uneinigkeit unsern Aeltern manche mißvergnügte Stunde. Auf Reisen würde eine solche Unverträglichkeit die betrübtesten Folgen gehabt haben. Dieß fühlte mein Vater wohl; er unterstüzte daher meine Mutter und erklärte, daß er nie seine Einwilligung zur Reise für beide zugleich geben würde. Ich kann in meinen dermaligen Verhältnissen höchsten nur einen einzigen von meinen Söhnen entbehren, sagte er; am liebsten ließe ich Julius als den jüngsten ziehen — weil er sich in

meine Handlungsgeschäfte noch nicht so gut eingearbeitet hat wie der älteste. Wenn aber Wilhelm auf seinem Sinne besteht, so bleibt nichts anders übrig, als euch durch das Loos zu vergleichen, denn ich möchte nicht gern, die gute Dienste, die er mir bis jezt geleistet hat, durch einen ungerechten Vorzug vergelten, denn ich seinem jüngsten Bruder einräumte. Versteht mich aber wohl meine Kinder: Nur auf einmal sollt ihr mich nicht beide verlassen, erstens, damit wir euch in einem unglücklichen Fall nicht beide zugleich verlieren, und zweitens, weil mir der schnelle Abgang zweier Mitarbeiter in meinen Geschäften sehr nachtheilig seyn würde. Ist aber einer von euch glüklich an seinem Bestimmungsort angelangt, und der andere will ihm nachreisen, nun so ziehe auch er unter Gottes Schuz ins neue Vaterland.

Von uns also wäre hier gar nicht die Rede, sprach meine jüngste Schwester Karoline, die des Vaters Brief indessen nochmals durchgelesen hatte. Haben Sie denn aber auch bemerkt, daß die Einladung den Söhnen nicht allein sondern den Kinder überhaupt gilt; und könnten wir Mädchen in Indien nicht eben so gut unser Glük machen als unsere Brüder? Wie leicht könnte eine von uns unterwegs den König von Angola oder Monomotapa gefallen und sich mit ihm vermählen? Von Mißheirathen ist dort keine Rede; es bedarf da nichts als ein hübsches

Augen die lebhafteste Freude funkelte. Mein Vater, meine Mutter, alle meine Geschwistere, umarmten mich nach der Reihe mit feuchten Augen und wünschten mir Glük; selbst Wilhelm schloß sich nicht aus, als der erste Schmerz über sein unglüklicheres Loos ein wenig verwimmert war.

Noch an demselben Tag wurde von meinem Vater und mir an den gütigen Oheim geschrieben, ihm gedankt für seine Einladung und seine zu erwartenden Geschenke; und die Versicherung ertheilt, daß ich noch dieses Jahr mit einem Ostindienfahrer nach Madras abgehen würde.

III.

Es werden die Reiseanstalten getroffen — des Oheims Guineen langen an.

Wirklich wurden sogleich alle Zurüstungen zur Reise gemacht, die nöthige Wäsche und Kleidung angeschafft und auf alles Bedacht genommen, was ich etwa unterwegs vermissen möchte. Immer aber hing doch noch die Hauptsache von den Guineen ab, die mit der Kiste anlangen sollten.

Zwei Monate nachher erhielt endlich mein Vater, von einem Hamburger Spediteur einen Avisobrief, in welchem ihn die Ankunft der sehnlichst erwarteten Kiste angezeigt ward. Bald darauf wurde sie wirklich vor unserm Hause abgeladen, und in dem Gewölbe geöfnet. Neugierig und erwartungs-

voll stand die ganze Famille mit ausgestrektem Hals und halbgeöfnetem Mund um dieselbe her, und so oft ein Paquet kostbarer indianischer Zeuche, Halstücher, gemalte Leinwand oder eine geschmakvolle Arbeit von Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter, aus derselben hervorgelangt wurde, griffen begierig alle Hände darnach, und Freude und Bewunderung sprach sich in allen Mienen aus. Endlich fand sich ganz unten ein Paquet, das so schwer war, daß mein Vater es kaum heben konnte. Um durch sein Gewicht die übrigen Waaren nicht zu beschädigen, war es mit Riemen auf dem Boden festgeschnallt. Es wurde geöfnet, und es fanden sich in demselben zwanzig Rollen Guineen jede von funfzig Stük. Laut des dabei befindlichen Briefes war die Hälfte davon zu meiner Reise bestimmt; die andere Hälfte war ein Geschenk für meine Aeltern; alles was sich sonst noch in der Kiste befand, gehörte meiner Mutter und meinen Geschwistern. Mein Vater trat ihnen noch überdem zwei Rollen Gold ab, zu welchen auch ich noch zwei von den Meinigen hinzufügte. Jedes erhielt demnach für seinen Antheil funfzig Guineen, welche ungefähr eben so viel Karolin ausmachten. Freude herrschte nunmehr im ganzen Hause und die ganze Famillie fühlte sich doppelt glüklich.

Mit Ernst und Eile wurden nun vollends alle noch nöthigen Vorbereitungen zu meiner großen Reise

gemacht. Ich kaufte eine Menge Stahl- und Spielwaaren ein, womit ich an der afrikanischen Küste mir Freunde zu machen, und vielleicht einen vortheilhaften Handel zu treffen hoffte. Auch mit allerlei Lebensmittel versah ich mich, ob ich gleich bei dem Kapitän des Schiffes, mit welchem ich reisen würde, mich in die Kost zu begeben gedachte. Ich besorgte, es möchte vielleicht unterwegs der Vorrath ausgehen, und die Portionen alsdann allzuschmal ausfallen. Besonders wohl gedachte ich mich noch zu Hamburg mit Zitronen, dürren Pflaumen, Essig, Wein, jungen Hühnern und mancherlei Erfrischungen vorzusehen.

Meine Zeit bis dahin hatte ich auf ein neues eifriges Studium der Geographie und das Lesen der besten Reisebeschreibungen verwendet, aus welchen ich mir Auszuge machte. Ich hoffte daher doppelten Nuzen und ein weit größeres Vergnügen von meiner Reise einzuerndten, als wenn ich sie unvorbereitet angetreten hätte.

Schon naheten wir uns dem Monat November, in welchem die See anfängt stürmisch zu werden. Es war daher keine Zeit mehr zu versäumen. Mein Vater schrieb unverzüglich an einen seiner Korrespondenten in Hamburg, und bat ihn ein Schiff auszumitteln, mit welchen ich entweder geradeswegs nach Ostindien, oder wenigstens sicher nach England übersezen könnte, wo sich dann leicht eine Gelegenheit finden würde, weiter zu kommen. — Der Handel

zwischen England und Deutschland war zu jener Zeit noch frei; schon aber waren die Feindseeligkeiten mit Frankreich ausgebrochen, und die Kaper beider Nationen durchkreuzten die Nordsee. Meine Reise war daher von dieser Seite nicht ohne Gefahr, und meine besorgte Mutter besonders wurde meinetwegen von der peinlichsten Unruhe geängstiget. Wirklich wäre es ein fataler Streich gewesen, wenn ich einem Korsaren in die Hände gefallen wäre, denn wäre auch gleich mein Leben nicht in Gefahr gekommen, so würde doch mein ganzer Schaz und mit ihm alle Hofnung zur Fortsezung meiner Reise verloren gegangen seyn. Doch mein gutes Glük rettete mich, wie man bald finden wird, aus dieser und aus vielen andern Gefahren.

Ehe vierzehn Tage vergingen langte aus Hamburg die erwünschte Nachricht an, daß in einigen Wochen ein englisches Schiff nach Portsmouth segeln würde, und ich mich also, wenn ich von der Gelegenheit zu profitiren gedächte, so bald als möglich in Hamburg einzufinden hätte.

IV.

Julius nimmt Abschied von seinen Aeltern. Seine Ankunft in Hamburg. Er machte Bekanntschaft mit Emmerich.

Ich war schon ganz in Bereitschaft. Unverzüglich nahm ich daher Abschied von meinen Freunden,

und sagte endlich auch meinen Aeltern und Geschwisteren ein zärtliches Lebewohl. Alle drükten mich lange und fest in ihre Arme, und begleiteten mich mit ihrem Seegen, den Thränen und lautes Schluchzen ihnen kaum auszusprechen erlaubten. — Ich riß mich endlich los, und bestieg den Wagen, der schon vor dem Haus meiner wartete. Die Blike der Meinigen folgten mir, so lange sie konnten; noch zehnmal legte ich meinen Kopf über den Schlag heraus und winkte ihnen mit dem Schnupftuch in der Hand, meinen lezten Gruß zu. Endlich aber lenkte der Wagen in eine andere Straße ein, und meine Augen sahen nicht mehr die Geliebten, in deren Kreis ich so viele frohe Tage verlebt hatte.

Die Betäubung, in welche mich mein Abschied versezte, die sandigen und langweiligen Wege um Berlin, und die Einsamkeit in meinem Wagen, dieß alles zusammen genommen, wiegte mich bald in einen festen Schlaf; und als ich wieder erwachte, war die geliebte Vaterstadt schon längst dem Gesicht entschwunden.

Nachmittags langte ich zu Fehrbellin an, einem Städchen das durch zwei bedeutende Niederlagen berühmt ist, welche ehedem die Schweden dort erlitten hatten. Ich wechselte hier Pferde, und sezte meine Reise unverzüglich fort. Ueber Fehrbellin hinaus wurde aber die Gegend immer einförmiger,

die Dörfer immer armseliger. Und ich empfand in meinem Wagen die tödtlichste Langeweile. Am dritten Tag nach meiner Abreise langte ich endlich zu Boizenburg, einem niedlichen Meklenburgischen Städtchen, an, von da ich noch vierzehn Stund Wegs nach Hamburg hatte. Die Straße wurde jezt immer belebter; die Gegend, je näher wir dieser berühmten Stadt kamen, immer interessanter. Schon eine Stunde von Hamburg fingen die Gärten der dortigen Kaufleute an, und eine außerordentliche Menge niedlicher und geschmakvoller Gartenhäuser zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Endlich rollte der Wagen durch das Thor dem Kaisershof zu, wo ich mein Absteigquartier nehmen wollte.

Ich traf in diesem Gasthof eine Menge Fremde, besonders Kaufleute, an, welche wegen der Nähe der Börse lieber hier als anders wo logirten. Unter ihnen befand sich ein junger Mann, der mich mehr als alle andere interessirte, weil auch er gesonnen war nach Ostindien zu reisen. Er war etwas älter; aber eben so leidenschaftlich von seinem Reiseplan begeistert als ich. Sein Name war Emmerich. Wir machten bald Bekanntschaft, und nahmen die Abrede, unsere Reise gemeinschaftlich auf eben demselben Schiffe zu machen, und uns wo möglich nie zu trennen.

Gleich den Tag nach meiner Ankunft verfügte ich mich zu den Korresondenten meines Vaters, der über mein frühes Eintreffen sehr erfreut war, denn das Schiff lag bereits segelfertig und erwartete nur noch einen günstigen Wind. All mein Gepäke war schon angelangt und in Verwahrung genommen worden. Ich hatte also nur noch für die nöthigsten Reisebedürfnisse zu sorgen, deren Einkauf dieser gefällige Freund zu übernehmen versprach.

Die noch übrige Zeit, bis zu Abgang des Schiffes, wurde zur Besichtigung der Stadt und umliegenden Gegend angewandt. Wir besuchten die Peterskirche, die Nicoloi= und andere Kirchen; wir bestiegen den Thurn der Michaeliskirche, und labten uns dort an der herrlichen Aussicht. Auch das Rathhaus, die Schiffswerfte, die Bibliotheken, das Theater, die vornehmsten Gärten in der Nähe der Stadt, die Zukerrafinerien, kurz keine der Merkwürdigkeiten von Hamburg blieb von uns unbesehen.

V.

Julius besteigt das Schiff, welches ihn nach England übersezen soll. Beschreibung desselben.

Das Schiff mit welchem ich nach England überfahren sollte, lag zu Cuxhaven an der Mündung der Elbe. Wir mietheten uns daher, als der Tag zur Abfahrt herannahete, mit unsern Effekten auf einem Boote ein, das die Elbe hinab fuhr, und langten

mit einem Schreiben unsers Freundes an den Schiffskapitän glücklich an unserm Bestimmungsort an.

Wir wurden von dem Kapitän ganz höflich aufgenommen. Er wünschte uns Glück, daß wir heute noch angelangt wären, denn da der Wind günstig wehete, sei sein fester Entschluß, morgen mit Tages Anbruch die Anker zu lichten. Wir mußten daher gleich diese Nacht an Bord schlafen.

Nie in meinem Leben hatte ich ein anderes Schiff gesehen, als die Boote, welche in Berlin die Spree befahren: Alles war mir daher neu, alles wurde von mir angestaunt. Ein junger Deutscher, der auf dem Schiffe als Quartiermeister angestellt war, und meine Unerfahrenheit bemerkte, ließ sich in ein Gespräch mit mir ein und erbot sich, mich in dem Schiffe umher zu führen, und mir alles zu zeigen und zu erklären. Mit Dank nahm ich sein Anerbieten an und nun führte er mich zuerst hinab, in den Raum, daß heißt in den untern Theil des Schiffes, zu welchem wir auf Treppen hinunter stiegen.

Hier sah ich ganze Kammern Schiffsthaue, Kanonenkugeln, Blöke, das heißt Kurbeln oder Rollen um welche sich die Segeltaue winden. Einen großen Theil des Raums nahmen die Wasserfässer, einen andern die Wein- Brandwein- und Pulverfässer ein, denn obgleich das Schiff kein Kriegsschiff war, so führte es doch zwanzig Sük Kanonen. Unten

sahen wir auch die Pulverkammer, wo sich eine Menge Kisten voll Kardusen oder Kononenpatronen befanden. Sie wurde durch eine Leuchte oder Laterne erhellt, welche an beiden Seiten des Glases mit einem Drahtgitter versehen war; damit durch das Zerbrechen derselben ja kein Unglück entstehen möchte, stand sie über einer mit Wasser angefüllten Cisterne. Es ist diese Vorsicht unumgänglich nothwendig, sprach unser Begleiter, denn wie leicht könnte bei dem Gewühl, das ein Seetreffen veranlaßt, die Laterne zerknikt und das Licht herausgeworfen und eine Karduse entzündet werden! In einem Augenblick würde dann das ganze Schiff mit Mann und Maus in die Luft fliegen und unwiderbringlich verloren seyn. Keinen Feind fürchten wir zur See nach dem Wasser so sehr, als das Feuer. Es darf daher auch Nachts nach einer bestimmten Stunde nirgends Licht gebrannt werden, als bei dem Kompas. Wären die Matrosen hier wie auf dem Lande Herr über Feuer und Licht, so wäre niemand einen Augenblick seines Lebens sicher: Denn gesezt, auch sie näherten sich nicht damit der Pulverkammer, so kann ja durch Unvorsichtigkeit gar leicht ein Tau oder sonst etwas von der Flamme ergriffen werden. Ist denn nicht beinahe das ganze Schiff mit Theer und mit Pech überzogen? Wer wollte da retten, wenn das Feuer angefangen hat um sich zu greifen? Wir sind indeß,

sen auf jeden Fall mit Feuersprizen versehen, und wenn sich ja ein solches Unglück ereignen sollte, so würden alle Kräfte aufgeboten werden, es abzuwenden.

Von dem Raum aus, wo wir auch noch die Proviantkammer, die Schiffspumpen am Hauptmast, die Steinkohlenkammer und den Ort zum Brennholz besahen, führte uns unser Begleiter in den mittleren Theil des Schiffes, der beinahe ganz mit Kaufmannswaaren angefüllt war, wovon sich auch noch eine Menge im Raum befanden. Im Hintertheil des Schiffes war die Kajüte, das heißt das Zimmer, wo sich der Kapitän und die übrigen Schiffsofficiere aufhielten, und gleich an derselben die Segel und Proviantkammer; zunächst an dieser aber die Kombüse oder Küche, die ganz aus Eisen, Kalk und Steinen zusammengesezt war. Wir sahen auch hier die Schlafstellen oder Kojen für die Mannschaft, denn auf Kauffahrern sind zur Ersparung des Raums keine Hangmatten eingeführt. Die Kojen aber bestehen auf den englischen Schiffen in großen aus Weiden geflochtenen Körben, in welchen Matrazen oder anderes Bettzeuch liegt.

Gegen die Mitte des Schiffes, doch mehr dem Hintertheil zu, war das große Gangspill, oder die Schiffswinde angebracht, mit welcher das Schiff von einem Orte zum andern gewunden und die

schwersten Lasten an Bord gebracht werden. Noch ein kleineres Gangspill befand sich gegen das Vordertheil hin, zur Aufwindung der Kaufsmannsgüter und dergleichen.

Das Steuerrad, welches uns ebenfalls gezeigt wurde, dient zur leichtern Regierung des Steuerruders.

Unser Führer zeigte uns noch eine Menge anderer Theile des Schiffes, die uns aber nicht sehr interessirten, weil wir ihren Nuzen noch nicht einsahen, und die ich deswegen auch hier mit Stillschweigen übergehe.

Unser Schiff führte drei Masten, außer dem Bogspriet, welches der vordere kleine Mast ist, der schräg über das Schiff hervor liegt. Der erste Mast heißt der Fokmast, der mittlere der große, der hintere der Besahamast. Am jedem waren mehrere Rahen oder sogenannte Segelstangen befestiget, die aber lezteren Namen sehr uneigentlich führen, denn es sind nicht Stangen, sondern starke Bäume, und oft sind sie — zumal auf Kriegsschiffen — so dick, daß sie aus mehreren Bäumen zusammengesezt werden müssen. Mit einer Stange haben sie jedoch darin Aehnlichkeit, daß sie verjüngt oder kegelförmig nach den Enden zulaufen.

Auf solche Art besahen wir alles, was uns in dem Schiffe neu und merkwürdig schien. Den übrigen

Theil des Tages wandten wir dazu an, unsere Sachen in Ordnung zu bringen, und unsere Koffer, Kisten und Gepäke wohl zu befestigen, damit sie bei dem Schwanken des Schiffes nicht umher geworfen werden möchten. Auf gleiche Art wurden alle Tische, Stühle und Schlafstellen festgemacht.

VI.

Das Schiff geht unter Segel. Es wird von einem feindlichen Kaper angegriffen. Kampf beider Schiffe.

Den folgenden Morgen wurden mit Tagesanbruch unter großem Geschrei die Anker gelichtet, welches abermals eine neue Szene für uns war.

Jedes Schiff führt nemlich mehrere Anker, unter welchen der Pflichtanker der größte und schwerste ist. Bei Kriegsschiffen wiegt er oft siebenzig bis achtzig Zentner, auch noch mehr; man braucht ihn aber nur bei einem Sturm oder sonst in der äußersten Gefahr, um das Schiff abzuhalten, an Felsen oder auf Sandbänke getrieben zu werden. Der schwerste Anker nach diesem ist der Raumanker, denn kommt der Buganker und dann der tägliche Anker, der gewöhnlich gebraucht wird. Die Ankertaue oder Kabeltaue, das heißt die Strike, an denen die Anker hangen, sind von außerordentlicher Dike, weil sie sonst nicht stark genug seyn würden,

schwersten Lasten an Bord gebracht werden. Noch ein kleineres Gangspill befand sich gegen das Vordertheil hin, zur Aufwindung der Kaufsmannsgüter und dergleichen.

Das Steuerrad, welches uns ebenfalls gezeigt wurde, dient zur leichtern Regierung des Steuerruders.

Unser Führer zeigte uns noch eine Menge anderer Theile des Schiffes, die uns aber nicht sehr interessirten, weil wir ihren Nuzen noch nicht einsahen, und die ich deswegen auch hier mit Stillschweigen übergehe.

Unser Schiff führte drei Masten, außer dem Bogspriet, welches der vordere kleine Mast ist, der schräg über das Schiff hervor liegt. Der erste Mast heißt der Fokmast, der mittlere der große, der hintere der Besahamast. Am jedem waren mehrere Rahen oder sogenannte Segelstangen befestiget, die aber lezteren Namen sehr uneigentlich führen, denn es sind nicht Stangen, sondern starke Bäume, und oft sind sie — zumal auf Kriegsschiffen — so dick, daß sie aus mehreren Bäumen zusammengesezt werden müssen. Mit einer Stange haben sie jedoch darin Aehnlichkeit, daß sie verjüngt oder kegelförmig nach den Enden zulaufen.

Auf solche Art besahen wir alles, was uns in dem Schiffe neu und merkwürdig schien. Den übrigen

Theil des Tages wandten wir dazu an, unsere Sachen in Ordnung zu bringen, und unsere Koffer, Kisten und Gepäke wohl zu befestigen, damit sie bei dem Schwanken des Schiffes nicht umher geworfen werden möchten. Auf gleiche Art wurden alle Tische, Stühle und Schlafstellen festgemacht.

VI.

Das Schiff geht unter Segel. Es wird von einem feindlichen Kaper angegriffen. Kampf beider Schiffe.

Den folgenden Morgen wurden mit Tagesanbruch unter großem Geschrei die Anker gelichtet, welches abermals eine neue Szene für uns war.

Jedes Schiff führt nemlich mehrere Anker, unter welchen der Pflichtanker der größte und schwerste ist. Bei Kriegsschiffen wiegt er oft siebenzig bis achtzig Zentner, auch noch mehr; man braucht ihn aber nur bei einem Sturm oder sonst in der äußersten Gefahr, um das Schiff abzuhalten, an Felsen oder auf Sandbänke getrieben zu werden. Der schwerste Anker nach diesem ist der Raumanker, denn kommt der Buganker und dann der tägliche Anker, der gewöhnlich gebraucht wird. Die Ankertaue oder Kabeltaue, das heißt die Strike, an denen die Anker hangen, sind von außerordentlicher Dike, weil sie sonst nicht stark genug seyn würden,

das Schiff fest zu halten. Wäre z. B. ein Schiff vierzig Fuß breit, so müßte das Ankertau zwanzig Zoll dik seyn, denn auf jeden Fuß Breite wird in der Dike des Ankertaues ein halber Zoll gerechnet.

Außer dem Ankertau ist an dem Anker noch ein anderes dünneres Tau befestiget, welches man das Boiereep nennt. An diesem Boiereep hängt eine Art Tonne, die über dem Wasser schwimmt, und den Ort anzeigt, wo der Anker liegt. Man nennt dieselbe die Ankerboie.

Dieses Boiereep wurde nun jezt, da die Anker gelichtet werden sollten, von dem Schiffsboot aufgesucht, und mit Hülfe desselben der Anker aus dem Grunde gewunden und eingebracht, das heißt dem Schiffe zugeführt, von welchem er mit der Schiffswinde an Bord gezogen, und an seinen Ort gebracht ward.

Jezt war das Schiff flott und nun wurden ungesäumt die Segel aufgezogen. Ein schwacher Wind schwellte dieselbe, und es fing an sich zu bewegen. Sobald es wogte, wurde es durch das Steuerruder in die gehörige Richtung gebracht, und nun segelten wir langsam der Mündung des Hafens zu. Wäre der Wind nicht stark genug gewesen, so hätte es mit den Booten hinaus bugsirt, das heißt an einem Tau hinaus gezogen werden müssen, denn

auf Booten, nicht aber auf dem Schiffe selbst, lassen sich die Ruder anwenden. *

So wie wir aus dem Hafen auf die Rhede, das heißt in das Gewässer vor dem Hafen gelangten, wurde der Wind frischer und führte uns rasch der englischen Küste zu. In vier und zwanzig Stunden legten wir über vierzig deutsche Meilen zurük: See und Witterung konnte bei dieser Jahreszeit unmöglich günstiger seyn.

Alles ging nach Wunsch bis in die Gegend von Dünkirchen. Hier entdekten wir in der Ferne ein Schiff, das wir bald für einen französischen Kaper erkannten. Sogleich wurde Allarm geschlagen und der Befehl ertheilt, sich streitfertig zu machen. Alle Matrosen brachten ihre Matrazen auf das Verdek, wo sie in einem Nez aufgehäuft und zu einer Schuzwehr wider das Flintenfeuer des Feindes gebraucht wurden, denn keine Flintenkugel ist stark genug, ein solches Bollwerk zu durchdringen: Die Schiffsmannschaft kann daher ganz sicher hinter demselben feuern und

* Es gibt aber auch Schiffe die zum Rudern eingerichtet sind, wie die Galeeren. Auch die Kaperschiffe führen Ruder, damit sie sich leichter bewegen können. Wenn sie zu hoch sind, als daß über Bord gerudert werden könnte, so werden Oefnungen für die Riemen (Ruder) zwischen den Kanonenlöchern angebracht.

Granaten auf das feindliche Schiff werfen. Während ein Theil der Mannschaft sich hier beschäftigte, erhielt ein anderer Theil Befehl, eiligst die Rahen (Segelstangen) mit starken eisernen Ketten zu befestigen, damit sie, im Fall sie losgeschossen werden sollten, nicht so leicht auf das Verdek herab stürzen, und Schiff und Schiffsvolk beschädigen könnten. Der Zimmerman mußte sich mit allen seinem Werkzeug in Bereitschaft halten, um in der Geschwindigkeit die Löcher, welche vielleicht das Schiff durch das feindliche Kanonenfeuer unter dem Wasser erhalten möchte, auszubessern, oder anderswo zu helfen, wenn man seiner Hülfe bedürfte. Der Schiffer öffnete das Kabelgat (den Ort wo die Taue verwahrt werden), und die Segelkammer, um nöthigen Falls die zerschossenen Taue und Segel sogleich durch neue zu ersezen. Die Schiffsoffiziere aber liefen geschäftig auf dem Verdek umher, ließen alle Hindernisse aus dem Wege räumen, und ermunterten die Mannschaft zu angestrengter Thätigkeit.

Sobald das feindliche Schiff nahe genug gekommen war, wurde die Trommel gerührt, und auf ein Zeichen mit der Pfeife mußten sich alle Matrosen auf ihren Posten begeben. Der Kapitän rieth uns und allen andern Passagieren in den Raum hinab zu steigen und dort zu verweilen, bis das Gefecht vorüber seyn würde. Allein wir hielten es für schimpflich, uns

auf den Schiffboden zu versteken und erklärten einmüthig, daß wir fest entschlossen seien mit der braven Schiffsmannschaft Ruhm und Gefahr zu theilen und unser Leben theuer zu verkaufen. Ich muß aber bekennen, daß, wenigstens bei mir, nicht Ehrsucht allein, sondern auch Neugier der Grund unserer Tapferkeit war. Wir hätten gern recht genau mit angesehen, was bei einem Seetreffen vorgeht.

Sobald wir sämtlich auf dem Verdeke waren, wurden alle Luken, das heißt alle Fallthüren, die zu den Treppen führen, verschlossen, damit kein Feiger sich aus dem Gefechte wegstehlen und in den Raum verkriechen möchte. Nur diejenigen Thüren blieben offen, durch welche den Kanonieren und der Mannschaft die nöthigen Patronen gereicht wurden, aber auch hier standen Wachen mit bloßem Seitengewehr, die niemand durchließen als die Schiffsjungen, die hin und her zu laufen hatten. Alle Kanonen, die sonst fest angebunden bleiben, damit sie bei den Bewegungen des Schiffes nicht hin und her rollen, wurden jezt losgemacht, und die Matrosen in Schlachtordnung gestellt. Jeder wurde außer seinem Gewehr auch mit Handgranaten versehen, die auf das feindliche Schiff geworfen werden sollten, wenn es vielleicht nahe genug käme. Durch solche Granaten, wider welche man sich nicht so gut vertheidigen kann, als gegen das Flintenfeuer, wird immer große

Unordnung und Bestürzung veranlaßt; viele Menschen verunglüken durch dieselben, werden todt geschlagen, gelähmt, verwundet. Man sucht sie daher zu meiden so viel man kann.

Alle Vorbereitungen, die wir auf unserm Schiffe machten, wurden, wie wir es deutlich beobachten konnten, auch auf dem feindlichen getroffen. So bald es uns nahe genug gekommen war, gab es uns eine volle Lage aus seinem Geschüz. Wir erwiederten sie sogleich auf das beste und hatten das Vergnügen zu sehen, wie die Splitter von dem großen Mast des Feindes umherflogen, den eine Kugel gerade in der Mitte getroffen hatte: noch eine zweite und er mußte stürzen. Der Feind gab uns gleich nachher eine neue Lage, die ziemliche Verwüstung in unserm Segelwerk anrichtete. Die Kanonenkugeln sauseten uns um die Ohren und warfen einen Theil unsers Matrazenbollwerks ein. Dessen ungeachtet begann jezt von unserer Seite muthig das Feuer mit dem kleinen Gewehr. Auch bei dem Feind hatten wir Bresche geschossen. So oft sich durch das Loch ein feindlicher Soldat bliken ließ, wurde er von Emmerich, der ein vortreflicher Schüze war, auf das Korn genommen und hingestrekt. Auch ich sah mehr als einen Feind durch meine Flintenkugeln fallen. Die übrige Mannschaft plänkelte zum Theil wie wir, zum Theil machte sie auch Plotonfeuer.

Nie aber wurde auch aus allen Kanonen zugleich gefeuert, weil durch den heftigen Knall das Schiff zu sehr würde erschüttert worden seyn; die Schüsse fielen einzeln, aber Schlag auf Schlag mit solcher Geschwindigkeit, daß man das unausgesezte Brüllen eines gewaltigen Donners zu hören glaubte. Hierzu kam dann noch das Krachen der getroffenen Masten und Rahen, das Schreien der Officiere, die unausgesezt die Mannschaft zur Thätigkeit ermunterten, das Pfeifen, wodurch die Signale gegeben wurden, das wilde Schlachtgeschrei der Kämpfenden, das Aechzen der Verwundeten: Dieß alles zusammen genommen, machte eine Szene die Grauen und Entsezen erregte. In der That klopfte mir anfangs das Herz ganz gewaltig, und eiskalter Schweiß träufte mir über Gesicht und Rüken; bald aber erlangte ich meine Fassung wieder, und gewöhnte mich an alle diese Greuel der Verheerung.

In den kleinen Pausen, welche durch den Schreken veranlaßt wurden, den dann und wann eine herabgeschossene Rah oder eine Mastspize erregte, rief uns der Feind zu, wir sollten uns ergeben, allein wir sahen, daß er viel übler zugerichtet war als wir. Die Seiten seines Schiffes waren ganz durchlöchert, seine Masten, seine Rahen zersplittert, seine meisten Segeln und Taue unbrauchbar gemacht. Da sein Aufruf uns zu ergeben die erwünschte Folge nicht

gehabt hatte, so suchte er jezt selbst zu entkommen; allein vergebens. In dem Augenblik, da er sich entfernte, traf eine von unsern Kugeln das große Stag, das heißt das starke Tau, welches von hintenzu den großen Mast aufrecht erhält und zersplitterte es. Eine zweite Kugel traf den Mast selbst; und da derselbe schon gleich anfangs schwer beschädiget worden war, so stürzte er mit einem entsezlichen Geprassel auf das feindliche Schiff herab, und nahm alle Segeln auf der einen Seite des Fokmastes mit. Jezt riefen wir unserer Seits dem Kaper zu, sich zu ergeben, und einen Augenblik darauf strich er die Flagge, daß heißt, er ließ die Flagge nieder, zum Zeichen, daß er sich für überwunden erklärte.

VII.

Das eroberte Schiff wird in Besiz genommen. — Es droht ein neuer Angriff.

Sogleich nahm ein Theil unserer Mannschaft Besiz von dem eroberten Schiffe, entwafnete die Feinde und brachte sie auf unser eigenes Schiff. Sämmtliche Matrosen, nebst ihren untern Officieren, wurden in einige Kammern im untern Schiffsraum eingeschlossen; der Kapitän aber wurde vor den Kommandanten unseres Schiffes gebracht, der ihm in einem sehr rauhen Tone seine Papiere abforderte. Er reichte ihm etwas erschroken zuerst seinen Kaperbrief,

denn auf diesen kam alles an. Ohne Kaperbrief würde er und alle seine Mannschaft ohne Gnade aufgehängt worden seyn.

Die Kaperschiffe werden nämlich, bei dem Ausbruch eines Krieges, von Privatpersonen ausgerüstet und von dem Staate bevollmächtiget, den feindlichen Schiffen allen möglichen Schaden zuzufügen, sie anzugreiffen, zusammen zu schießen, zu verbrennen, sich derselben zu bemächtigen, und das Schiff selbst, nebst seiner ganzen Ladung, als gute Beute zu verkaufen. Der Paß nun, welchen ein solcher Freibeuter von der Regierung erhält, wird der Kaperbrief oder Markebrief genannt. Wird der Kaper von einem feindlichen Schiff überwunden, und kann sich nicht durch einen solchen Brief vollig rechtfertigen, so wird er als Seeräuber bestraft und wie gesagt ohne Gnade aufgeknüpft.

Gemeiniglich wagen sich dergleichen Kaperschiffe nur an kleine Kauffahrer, die nicht sonderlich besezt sind und keine Kanonen führen; oft aber, wenn sie sich für stark genug halten, greifen sie auch die grössern mit Geschüz versehenen Kauffahrdeischiffe an, wie solches wirklich bei dem unsrigen der Fall war. Der leichte Bau ihrer Schiffe, die auch nicht so schwer beladen sind, wie die Fahrzeuge zum Handel, die Ruder, welche sie zwischen den Kanonen führen und mit deren Beihülfe sie sich leicht nach allen Seiten

bewegen, ihre starke und herzhafte Mannschaft, dieß alles gibt ihnen über einen blosen Kauffahrer eine große Ueberlegenheit. Oft wagen sie es sogar, sich mit feindlichen Fregatten herum zu schlagen, wenn diese ihnen ein erobertes Schiff wieder abnehmen wollen, und nicht selten entkommen sie ihnen mit ihrer Beute, wenn der Hafen nicht allzuferne ist. Haben sie aber keinen Raub zu vertheidigen, so fliehen sie vor den feindlichen Kriegsschiffen, mit welchen selten etwas zu gewinnen, aber viel zu verlieren ist. Auch ein Kaper greift aus eben dieser Ursache den andern selten an; denn gesezt auch, er hätte Hofnung, Meister über ihn zu werden, so erbeutet er ja nichts als ein leeres zerschossenes Schiff, und das seinige wird in dem Gefecht vielleicht selbst so übel zugerichtet, daß es nicht mehr zu gebrauchen ist.

Leider war dieß auch der Fall bei uns. Gern würde unser Kapitän das eroberte Kaperschiff entbehrt haben, wenn das seinige gut geblieben wäre. Der Anblik der Verheerung, die er allenthalben gewahr wurde, machte ihn äußerst mißmuthig und der gefangene Kaper hatte es zu empfinden. Er wollte diesen nicht länger vor Augen sehen und ließ ihn in eine Kammer im Raum einschließen.

Sobald daß Gefecht zu Ende war, wurde mit der größten Thätigkeit an der Ausbesserung und Wiederherstellung des Schiffes gearbeitet; die Leke

(Löcher

(Löcher unter dem Wasser) wurden verstopft, die durchlöcherten Segel, die zerschossenen Taue abgenommen und durch neue ersezt, die Kanonen festgebunden und untersucht ob sie nicht beschädiget seien, die Kardusen (Patronen) an ihren Ort gebracht, die Deke mit Wasser abgewaschen ꝛc. Vor allem aber wurden die Verwundeten, unter welche zum Glük weder Emmerich noch ich selbst gehörte, verbunden und verpflegt.

Jezt da alles ruhig war, gab das vorgefallene Gefecht unversiegbaren Stoff zur Unterhaltung. Wir wurden aber in demselben auf eine sehr unangenehme Art unterbrochen, denn als wir in der Nähe von Calais vorbeisegelten, und den eroberten Kaper hinter uns herschleppten, sahen wir zwei andere Kaper mit vollen Segeln auf uns loskommen, welche die Absicht zu haben schienen, uns unsere Beute wieder abzunehmen. Bei diesem neuen Handel war uns allen sehr übel zu Muthe. Wie sollten wir uns in dem Zustand, worin unser Schiff war, mit Erfolg gegen zwei frische und unternehmende Feinde wehren? Es wurden indessen von neuem Anstalten zu einem zweiten Gefechte gemacht; schon aus der Trägheit aber, mit welcher alle Arbeiten unternommen wurden, war der Ausgang voraus zu sehen. Wir hatten jezt nicht nur Feinde von außen, sondern auch

von innen an den gefangenen Franzosen. Es wurde sogleich Befehl ertheilt, die Thüren zu ihrem Gefängniß zu verrammen und zu bewachen.

Nicht ohne Herzbeklemmung sahen wir die Feinde immer näher anrüken. Sie segelten noch einmal so schnell als wir; und es war keine Möglichkeit ihnen zu entkommen. Mit einem traurigen Blik auf meine schöne Guineen, leistete ich schon Verzicht auf meine Reise und alle goldenen Hofnungen, womit sie mich erfüllte. Plötzlich aber nahmen sie zu unserm nicht geringen aber desto freudigeren Erstaunen ihren Weg seitwärts und ließen uns ziehen.

Anfangs konnten wir uns dieses schnelle Abweichen nicht erklären; bald aber entdekte die Wache auf dem Mars (sonst der Mastkorb genannt), in weiter Ferne zwei englische Fregatten, welche von den französischen Kapern viel früher wahrgenommen wurden als von uns, weil sie ihnen näher waren: Diese unvermuthete Erscheinung veranlaßte ihre Flucht und war unsere Rettung. Freudig begrüßten wir sie, als sie herannaheten, mit Kanonendonner, der von ihnen beantwortet wurde. Unser Kapitän bestieg das Boot und verfügte sich zu dem Kommandanten der größeren Fregatte, dem er unsere Geschichte erzählte. Er schilderte ihm den traurigen Zustand unseres Schiffes, und den wichtigen Dienst, den er

uns durch seine Ankunft geleistet hatte. Der Befehlshaber derselben versprach, uns bis vor den Hafen von Portsmouth zu begleiten, und unter einer solchen Bedekung hielten wir uns jezt für vollkommen sicher. Unsere ganze Besazung fühlte sich neu belebt, und alle Arbeiten zur Wiederherstellung des Schiffes wurden mit doppeltem Eifer unternommen.

Unter der Mannschaft, auf dem von uns eroberten französischem Schiffe, befanden sich auch mehrere Engländer, die von ihnen waren auf der See zu Gefangenen gemacht worden, und nun wieder ihre Freiheit erhalten hatten. Unter diesen interessirte mich vorzüglich ein Mann, von ungefähr acht und dreißig Jahren, mit offenen Blik und einer freundlichen Bildung. Sein Namen war Sir John, er hatte blos aus Wißbegierde lange Reisen in das Innere von Afrika unternommen; seine Unterhaltung war daher äußerst interessant für einen so reiselustigen Jüngling wie ich. Ich schloß mich mit Emmerich immer enger an ihn an; er erwiederte unsere Freundschaft und beantwortete unsere Fragen mit der größten Gefälligkeit. Wir bewogen ihn endlich uns die ganze Geschichte seiner Reise, in einer ruhigen Stunde zu erzählen und da sie eben so lehrreich, als interessant war, so will ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten.

VIII.

Sir Johns Reisen in das innere Afrika.

Meine Aeltern, hub Sir John an, waren von dem Himmel mit einer starken Familie und sehr beschränkten Mitteln versehen. Dessen ungeachtet entschloß sich mein Vater, mich meinem Hang zu den Wissenschaften zu überlassen. Er strengte sich über seine Kräfte an, um einige Jahr lang auf der Universität Oxford, die Kosten zu meinem Unterhalt zu bestreiten: Bald aber erlebte er die Freude, sich dieser Sorgen ganz überhoben zu sehen. Ich war stark in den alten Spachen; bald verdiente ich mir daher ein bedeutendes Stük Geld durch den Unterricht, welchen ich vernachläßigten Studierenden in denselben ertheilte; ich schrieb ihnen ihre Dissertationen und half sie vertheidigen. Ueberdem verschafte ich mir auch noch freies Quartier und freien Tisch, durch das Wohlwollen eines Professors, von dem mir die Unterweisung seiner Kinder übertragen wurde. Ich führte daher — Dank meinen geringen Kenntnissen — so lange ich mich zu Oxford aufhielt, ein freies und sorgenloses Leben; und da ich sparsam mit meinem Verdienst wirthschaftete, so blieb mir genug Ueberfluß, zur Anschaffung der nöthigen Bücher, und bisweilen zu einem kleinen Geschenk für meine Aeltern und Geschwister.

Mein Lieblingsstudium war Geschichte, Länder und Völkerkunde. Als meine Universitätsjahre vorüber waren, ließ ich mich als Lehrer aufnehmen, und hielt unter allgemeinem Beifall Vorlesungen über diese so angenehme Fächer. Bald aber genügte mir nicht mehr der todte Unterricht, den ich aus Büchern schöpfte; ich wollte selbst die Welt durchreisen und mit eigenen Augen sehen. Die wenig bekannten Länder im innern Afrika versprachen meiner Wißbegierde reiche Nahrung: Eine Reise in diese Gegenden war meine Lieblingsidee, von welcher ich nie anders als mit der größten Begeisterung sprach. Zu ihrer Ausführung fehlte nichts als Geld. Die Arabische Sprache hatte ich theils durch mündlichen Unterricht, theils durch Selbststudium so gut erlernt, daß mir meines Fortkommens wegen nicht bange war.

Unter diesen Umständen erhielt ich Nachricht, daß sich zu London eine Gesellschaft reicher Kaufleute, zur Unterstüzung junger Reisender, die Entdekungen in unbekannten Ländern wagen wollten, gebildet hätte. Ich schrieb sogleich an dieselbe und bot ihr meine Dienste an. Die Empfehlungsschreiben, welche meinem Brief beigelegt waren, erregten ihre Aufmerksamkeit und ich wurde angenommen. Sogleich machte ich Anstalten zu meiner Abreise und verfügte mich

nach London. Hier erhielt ich von der Gesellschaft den Auftrag, auf ihre Kosten nach Tripoli, und von da in das Innere von Afrika zu reisen, so weit ich kommen könnte. Dieß geschah denn nun wirklich. Ich reisete von Tripoli nach Mursuk, in dem Reiche Fessan, von da durchstreifte ich die große Wüste Zahara, bis zur Stadt Burnu, der Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, und sezte von da meine Reise durch die Reiche Kaschna und Gondschå, nach Senegambien bis zu dem Fort St. James an den Küsten des atlandischen Meeres fort. — Geben Sie mir doch eine Karte von Afrika, ich will Ihnen meine Reiseroute zeigen. — Wir reichten ihm die Karte und orientirten uns mit ihm auf derselben.

Ich schiffte mich, fuhr er fort, zu Portsmouth auf einem Schiffe ein, das nach der Levante segelte, und unterwegs zu Tunis anhalten sollte. Ich hoffte von dort aus leicht zu Wasser oder zu Land nach Tripoli zu kommen. Unsere Fahrt war glüklich genug: Ich langte wohlbehalten mit guten Empfehlungsschreiben in dieser Stadt an, und verfügte mich sogleich zu dem englischen Residenten, der mich dem Liebling des Bei vorstellte, mit welchem er in freundschaftlichen Verhältnissen lebte. Ich gedachte gegen ihn meines Reiseplans; er rieth mir aber nicht, die Reise nach Tripoli zu Lande zu machen, weil an

der Grenze des Landes gefährliche Unruhen ausgebrochen wären — dieser Umstand war mir nicht sehr angenehm, denn da ich mich einmal in Tunis befand, so hätte ich sehr gern diesen Staat auch in seinem Innern kennen lernen.

Ich benuzte indessen meinen kurzen Aufenthalt zu Ausflügen nach allen Seiten. Allenthalben sah ich fleißig angebaute Felder, angenehme Gärten, voll der schönsten Südfrüchte; und Dattel und Oelbäume in Menge. Man versicherte mir, daß dieses gesegnete Land sich bis an das Atlasgebirge erstrekte, freilich aber nicht überall gleich gut angebaut wäre, weil man sich in weiter Entfernung von der Stadt vor den herumschweifenden Arabern fürchtete.

Die Stadt Tunis selbst ist ganz artig gebaut; aber nur mit niedrigen Mauern umgeben. Die Häuser haben alle flache Dächer, die so eingerichtet sind, daß das Regenwasser sich in der Mitte sammelt, und sich von da durch Röhren in eine Cisterne ergießt, denn die Stadt Tunis ist so arm an Quellen und Flüssen, daß das Wasser muß gekauft werden. Die niedlichen von Steinen und Baksteinen aufgeführten Häuser, sind meisten nur ein Stokwerk hoch. Sie werden größtentheils von einem fleißigen betriebsamen Völkchen, besonders Kaufleuten, Seiden-Zeug- und Leinwebern bewohnt, die bei ihrer Höf-

lichkeit, ihren guten Sitten, ihrer Bescheidenheit, nichts weniger als den Namen Barbaren verdienen. Ihre Frauen und Töchter sind meistens schön und gut gewachsen. Von ihrem zierlichen Wuchs kann ich selbst Zeugniß ablegen; denn ich sah unzählige schlanke und edle weibliche Gestalten in den Strassen umher wandeln, aber alle waren verschleiert; ihre Bildung konnte ich daher nicht genau beurtheilen.

Tunis liegt ungefähr vier Stunden weit von dem Meere, in der Gegend wo ehedem das berühmte Carthago stand, aber nicht an demselben Ort. Nach den Carthaginensern hauseten hier die Römer, dann kamen die Vandalen, dann die Araber, unter welchen sie erst zu einer bedeutenden Stadt wurde. Von jener Zeit an hatte sie Regenten aus diesem Stamme, die unter der Oberhoheit der Pforte stehen, und ihr zu Kriegszeiten mit ihren Schiffen Hülfe leisten müssen. Der hohe Rath des Bei von Tunis wird Divan genannt: Dieser Rath hat das Recht, nach dem Tode des Bei's, ihm aus seiner Mitte einen Nachfolger zu wählen. —

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt zu Tunis, schiffte ich mich in dem Hafen Gouletta auf einem Schiffe ein, das nach Tripoli segelte, und langte bei günstigem Winde in kurzer Zeit daselbst an.

Von hier aus also sollte ich meine Reise landeinwärts antreten. Mein Wunsch war zuerst das Reich Fezzan zu besuchen, welches unter der Hohheit des Pascha von Tripoli steht. Alles war mir daran gelegen, die Erlaubnis hierzu von dem Regenten zu erhalten und mir Empfehlungsschreiben zu verschaffen. Beides glükte mir. Ich wurde von dem englischen Residenten erst dem Pascha selbst und dann seinem Sohn, welcher den Titel Bei führt, vorgestellt, und mit großer Höflichkeit empfangen. Ein Paar mit Silber beschlagene Pistolen, die ich dem Pascha überreichte, wurde sehr gut aufgenommen: Er ließ sich mit mir in ein langes Gespräch über die Sitten und Gebräuche der Engländer ein, und meine Antworten schienen ihn sehr zu interessiren. Ich sprach dagegen viel von dem, was ich beretis zu Tunis und bei meiner Ankunft in Tripoli gesehen hatte, und gab ihm mein Verlangen zu erkennen, auch das Innere von Afrika und besonders sein schönes und weltberühmtes Königreich Fezzan zu sehen. Das Lob, mit welchem ich dieses Reiches gedachte, daß eigentlich nicht einmal ihm gehörte, sondern seinen eigenen Regenten hatte, der ihm nur einen kleinen Tribut bezahlte — dieses Lob, sage ich, schmeichelte seiner Eigenliebe: Er ertheilte mir daher nicht nur die erbetene Erlaubnis, sondern versprach mir auch ein gehalt-

volles Empfehlungsschreiben an den Befehlshaber von Fezzan. — Höchst vergnügt meinen Zwek so leicht erreicht zu haben, begab ich mich nach einer zweistündigen Audienz in mein Quartier zurük.

In acht Tagen sollte eine Karavane nach Mesurata, und von da weiter nach Mursuk der Hauptstadt von Fessan abgehen. An sie gedachte ich mich anzuschließen, und machte daher so schnell ich konnte alle Anstalten zu meiner Reise. Ich schaffte mir ein türkisches Kleid, ein Zelt, einen Vorrath von Lebensmitteln an, denn in jenen Gegenden ist nicht die Rede von Gasthöfen, wie man sie in Europa beinahe in allen Dörfern antrifft; und wer in Europäischer Kleidung reisen wollte, der würde sich bei dem Pöbel tausenderlei Beschimpfungen und andern Unannehmlichkeiten aussezen, denn unter den Muhamedanern werden von dem Janhagel, und selbst oft von den gebildeteren Ständen, die Christen noch viel schmählicher behandelt, als unter uns die Juden. Man muß sich daher durch seine Kleidung nicht selbst für das zu erkennen geben, was man wirklich ist.

Meine übrigen Stunden wurden zur Besichtigung der Stadt Tripoli und der umliegenden Gegend angewendet. Es war damals Dezember. Um diese Zeit sah man allenthalben den üppigsten Graswuchs, und rings um die Stadt grüne Dattel-

Oliven = Zitronen und Orangenbäume. Im ganzen aber ist hier das Land viel sandiger, und minder fruchtbar als zu Tunis. Auch die Stadt ist kleiner und armseliger. Kaum hat sie vier englische Meilen, oder ungefähr eine Deutsche, im Umkreis und allenthalben sieht man Spuren ihres Verfalles. Selbst die Residenz des Regenten war an manchen Orten ihrem Einsturz nahe.

Die Bewohner von Tripoli sind theils Kaufleute, theils Zeugmacher, und Korduanfabrikanten. Der hiesige Handel, besonders ins innere Afrika, ist sehr bedeutend. Das Land selbst liefert Saffran, Senesblätter und Galläpfel, die stark nach Europa verführt werden; nur Schade daß die Seeräubereien, auf welche man sich hier, so wie in Tunis, Algier und Marokko verlegt, das sichere Verkehr mit Europa so sehr erschweren.

Tripoli ist so arm an Wasser als Tunis; man muß sich daher auch hier meistens mit Regenwasser behelfen, das in Zisternen gesammelt wird. Im heisen Sommer hat man diesen Mangel oft sehr hart zu empfinden. Alles wird alsdann von der Sonne verbrannt; es wächst auch daher in diesen sandigen Gegenden sehr wenig Getreide, und man hat immer sehr theures Brod.

Auch von diesem Reiche waren ehedem die Carthaginenser, und nach ihnen die Römer Herren; allenthalben sieht man noch Römische Alterthümer. Ich ergözte mich unter andern an den Ueberbleibseln einer Ehrenpforte von weißem Marmor, die schon halb in die Erde versunken war. Auch in die noch verhandenen Römischen Gräber, die in der Nähe der Stadtmauern in Felsen gehauen waren, ließ ich mich führen. In den meisten fand ich eine bedeutende Menge Menschengebeine, und auf den Boden schwamm ein röthliches und geschmakloses Wasser. Hier und dort stand auch in einer Nische eine gläserne Urne. — Alles erinnerte hier an die Vergänglichkeit der menschlichen Größe, und an das, was auch wir bald seyn werden. —

Mit wehmüthigen Empfindungen verließ ich diese Grüfte, und beschäftigte mich wieder mit den Anstalten zu einer schnellen und guten Benuzung der kurzen Spanne Zeit, die uns allen zugemessen ist. Den Tag vor dem Aufbruch der Karavane war auch bei mir alles in Bereitschaft. Ich ließ dem Pascha Nachricht von meiner Abreise ertheilen, und um eine Abschiedsaudienz anhalten. Es wurde mir dieselbe gewährt, und ich empfing aus des Paschas eignen Händen ein Empfehlungsschreiben an den Regenten von Fessan, folgenden Inhalts:

"Preis dem Allmächtigen Gott und seinem Propheten Muhamed, unserm Herrn, dessen Schuz und Gnade wir anflehen, und in dessen heiligen Willen wir uns ergeben! An unsern Sohn Seidi Hamed Ben Muhamed, den großen und gerechten Beherrscher seines geliebten Volkes. Mögen seiner Tage viel und mögen sie glüklich seyn! Amen.„

"Friede und der Schuz und Segen Gottes sei mit dir und bewahre dich vor Uebel!„

"Wir haben dich, unsern Sohn, zu benachrichtigen, daß unser Freund, der Englische König, einen seiner Diener zu uns geschikt hat, mit dem Verlangen, daß wir demselben ein sicheres Geleite nach Fezzan verschaffen möchten, wohin er zu seinem Zeitvertreib und Vergnügen geht, und da wir eine Karavane gefunden haben, der wir ihn ohne Bedenken glauben anvertrauen zu können, so haben wir darein gewilliget, besagten Englischen Mann mit derselben nach Fessan gehen zu lassen.„

"Nun wünschen wir, daß du ihm und seinen Freunden alle Gefälligkeiten, die in deiner Macht stehen, erweisen, und allen seinen Wünschen willfahren mögest. Sollte er geneigt seyn, nach einem andern Orte hinzureisen, so wirst du ihm gehörige Leute mitgeben, die ihn führen und in allen Stüken beschüzen; denn er ist ein Mann von Verstand und von Un

hochgeschäzt, weßhalb wir ihn deiner Sorgfalt und deinem Schuze empfehlen. Friede und der Segen Gottes sei mit Dir von dem Sklaven Gottes Ali Ben Karamali, dessen Größe unter dem Schuz Gottes steht.„

Gegeben in dem Monath Rabeah Teni 1203.

IX.

Fortsezung, Sir John reiset von Tripoli ab. Schilderung der Afrikanischen Wüsten. Unannehmlichkeiten bei den Reisen in Afrika. Gastfreiheit der Araber.

Unsere Karavane bestand aus ungefähr 125 Personen, die theils auf Pferden, theils auf Eseln und Mauleseln, meistens aber auf Kameelen ritten. Alle waren wohl bewafnet, und entschlossen, sich gegen die Angriffe der räuberischen Araber, welche in jenen Gegenden die Wege unsicher machen, herzhaft zu vertheidigen.

Wir brachen an dem Morgen eines schönen Dezembertags auf, denn nur in unsern sogenannten Wintermonaten oder eigentlich vom Oktober bis zu Ende des Monats März, sind in dem nördlichen Theil von Afrika Karavanenreisen möglich. Die Luft ist in dieser Zeit kühl und angenehm, oft so gar des Morgens ein wenig kalt; und von Zeit zu

Zeit stellt sich ein kleiner Schneeschauer ein: Alle Bäume behalten aber ihr Laub, und das Gras steht so hoch und üppig, daß es den Thieren nie an Futter gebricht. Zu Anfang des Monats April stellen sich aber, gegen die Wendekreise hin, Sturmwinde ein, und mit denselben ändert sich plözlich die Jahreszeit. Es stürzen oft acht Tage lang nach einander ungeheure Regengüsse nieder, und die Hize dabei ist im Innern des Landes so schwül, daß man kaum athmen kann. Schreklicher Donner rollt dabei unaufhörlich fort, und unabläßige Blize scheinen die ganze Atmosphäre in Feuer zu sezen. Viele Thiere, und oft auch Menschen, kommen bei diesem gräßlichen Kampf der Elemente um. Vögel, die der Sturmwind pakt, werden weit in das Innere der Wüste geführt, wo sie aus Mangel an Nahrung verschmachten müssen. In den ersten stürmischen Tagen der heisen Jahreszeit, halten sich alle Bewohner in ihren Hänsern eingezogen; in der Folge lassen zwar die Stürme nach; die Hize aber ist auch bei umwölktem Himmel so schwül, daß man kaum athmen kann, und immer stellen sich wieder dazwischen schrekliche Regengüsse ein. Zum Reisen wählt man daher die viel angenehmere Winterszeit, in welcher es gemeiniglich troken ist, und Menschen und Thiere mehr Mittel zu ihrem Unterhalt finden.

Ich werde ihnen nicht Tag für Tag den Weg beschreiben, den wir zurüklegten. Ein allgemeiner Begriff von der Beschaffenheit des Landes, von der Art in Afrika zu reisen, von den Sitten der Einwohner, und von unsern vornehmsten Abentheuern wird Ihnen genügen.

Wo das Land von Flüssen und Quellen gewässert ist und angebaut werden kann, ist es an den mehresten Orten paradiesisch schön. Es prangen da, in dem üppigsten Wuchs, Datteln- Oliven- Aprikosen- Zitronen- Granatbäume, die Felder sind mit indianischem Korn (Mais) besäet, Gurken, Kalebassen und andere Kürbisse, kriechen auf der Erde herum, oder winden sich an den Bäumen hinauf. Zahllose Heerden von Schafen mit breiten Fettschwänzen, und Ziegen mit einigen Kühen untermischt, weiden auf den Triften; Hühner und anderes Geflügel findet man in den Dörfern und Antelopen (eine Art Hirsche), Strausvögel und anderes Wild in den Wildnissen.

Der Genuß dieser Herrlichkeit ist aber für den Reisenden nicht von langer Dauer. Unmerklich nehmen die Bäume ab, und es verliert sich der grüne Boden in dürren unfruchtbaren Sand, auf dem sich kaum einige Dornsträucher und Pflanzen zur Nahrung der Kameele finden. Vergeblich sucht man oft mehrere Tage lang nach Quellen, und hat man endlich

endlich eine entdekt, so fließt sie so sparsam, daß die Reisenden nicht Wasser genug finden ihren brennenden Durst zu löschen. Unglüklicher Weise erhebt sich überdem nur allzuoft in solchen Gegenden ein heftiger Wind, der den Flügsand von den Hügeln in die Luft wirbelt, und die Quellen damit verschüttet. — Ein Glük ist es unter solchen Umständen, daß das Kameel, welches vorzüglich in jenen Gegenden zu langen Reisen gebraucht wird, acht und noch mehr Tage ohne zu trinken auszuhalten vermag: Denn wenn kaum genug Wasser für ihre Führer vorhanden ist, womit sollte man sie tränken? Sie müßten alle verschmachten, denn in den kleinsten dieser Sandwüsten, bringen die Karavanen vier, fünf, sechs bis acht Tage zu und in dem Innern von Afrika noch viel länger. Dort reiset man halbe Monate lang in öden Haiden, ganz ohne Wasser, und öfters hat man noch das Unglük, sich zu verirren, denn der Flugsand überdekt, wie bei uns im Winter der Schnee, von einer Nacht zur andern alle Spuren der Wege. Menschen und Thiere verschmachten alsdann rettungslos auf die kläglichste Weise. Das lezte verzweifelte Mittel unter solchen Umständen ist des Abschlachten der Kameele, in deren Leib man bisweilen noch etwas Wasser findet. Man trinkt auch ihr Blut, und löscht damit auf einen Tag den

brennendsten Durst, gemeiniglich aber wird dadurch die Todesstunde nur um wenig weiter hinaus gerükt, und mit Angst und Verzweiflung sieht man sie stets vor Augen schweben. Das bloße Wort einer großen Wüste ohne Wasser, erfüllt daher schon die Reisenden mit Furcht und Schreken.

Diese Gefahr zu verschmachten, tritt besonders oft in der großen Wüste Sahara ein, die einem unermeßlichen Sandmeere gleicht, auf welchem nur hier und da einzelne fruchtbare Pläze, wie Inseln im Ozean, sichtbar sind. An manchen Orten sind nichts als öde Hügel von reinem Flugstand zu sehen; an andern wächst mehr oder minder sparsam eine wohlriechende Pflanze, von den Arabern Scheh genannt, die einige Aehnlichkeit mit unserm Thimian hat; noch an andern sieht man in ziemlicher Menge dornige Sträucher, besonders diejenigen, wovon sich das Kameel nährt. Kein Vogelgesang, kein Schreien eines Thieres, kein anderer Laut, als das furchtbare Sausen des Windes, belebt hier die Natur. Nirgends entdekt man die Spuren eines Vogels, ausser etwa des Straußes und auch diese sind selten. — In den fruchtbaren Theilen der allgemeinen Wildniß, erholt sich dagegen wieder Aug und Herz. Man sieht da tausende von Schafen, Ziegen und Kühen weiden, und bei ihrem Anblik verschwin-

den alle bange Sorgen des Wanderres. Die Entdekung einer solchen Oasis (so nennt man dergleichen Pläze), erfüllt die schmachtenden Karavanen mit eben so viel Freude und Hofnung, als die Wahrnehmung einer fruchtbaren Insel, die ausgehungerte Mannschaft eines irrenden Schiffes. — Alle die noch Kräfte genug haben, einen solchen Landstrich zu erreichen, sind gerettet. Sie finden da Wasser, Milch, Fleisch, Früchte und alle Hülfe, die sie sich durch ihre eigenen Kräfte, oder durch fremden Beistand verschaffen wollen.

So schauderhaft übrigens die Schilderung der afrikanischen Wüsten scheinen mag, so sind sie doch nichts gegen die ungeheuren Waldungen, und die unermeßlichen Sümpfe die im Innern von Amerika die Völkerschaften trennen; gegen die Schwierigkeiten und Gefahren, mit denen dort der Reisende zu ringen hat, sind die Schreken der Sahara nur eine Kleinigkeit. Hier haben sie blos mit Hunger und Durst zu kämpfen, wenn sie sich nicht sorgsam genug vor ihrer Abreise versehen; übrigens aber hindert sie nichts, rasch vorwärts zu schreiten; in den Amerikanischen Wüsteneien, hingegen, werden sie bei jedem Schritt, theils von undurchdringlichen mit Dornbüschen durchwachsene Waldungen, theils durch grundlose Moräste aufgehalten, und tausend feindliche

Thiere lauern auf sie im Hinterhalt, und machen ihre Lage noch gefahrvoller.

Die Karavanen bedienen sich meistens zu ihren Reisen durch die Wüsten des Kameels, das, wie schon gesagt, nur selten trinkt, und mit seinem breiten Fuß rasch und leicht auf dem Sande wegschreitet. Bisweilen haben sie aber auch leichte Pferde, Esel und Maulthiere bei sich, die aber schon schwerer zu erhalten sind. Jedes Kameel kann eine Last von drei bis vier Zentner tragen, und, die Zeit zum Ausruhen abgerechnet, täglich ungefähr sieben bis acht Stunden unterwegs seyn. In jeder Stunde legt es drei englische Meilen zurük; da nun vier und eine halbe englische Meile, eine deutsche Meile betragen, so macht es jeden Tag einen Weg von fünf deutschen Meilen. —

Wir lagerten uns die erste Nacht nach unserm Aufbruch von Tripoli, auf einer sandigen Anhöhe. Die Kameele wurden abgepakt, und ihre Bürden sämtlich rings in einen Kreis herum gelegt, in dem wir unsere Matten und Teppiche ausbreiteten. Da es gutes Wetter war, so hielten wir es für unnöthig, Zelten aufzuschlagen. In der Mitte des Kreises wurde ein lustiges Feuer angeschürt, bei welchem wir unsere Speisen bereiteten. Unsere Abendmahlzeit bestand aus einer Art Mehlklöse und dürrem Fleische,

welches wir uns alle trefflich schmeken ließen. Ohne Löffel, Messer und Gabel verschlukten meine Reisegefährten, alles mit der größten Hastigkeit. Unsere Kameele weideten indessen an den Hügeln, und in den Stoppeln der Felder. Sie wurden ganz frei und ohne Aufsicht gelassen; entfernten sich aber dessen ungeachtet nicht über zwei bis dreihundert Schritte vom Lager. — Nach der Abendmahlzeit wikelten sich die Kameeltreiber in ihre Deken; wir andern Reisenden aber in unsere Mäntel, und schliefen so ruhig auf dem Sande bis zum nächsten Morgen, wo wir mit Tages-Anbruch unsere Thiere wieder bepaken ließen, und unsere Reise weiter fortsezten.

Der starke Thau, der in der Nacht gefallen war, hatte uns zwar alle ziemlich durchnäßt; allein das achtet man in jenen Gegenden nicht, denn die warmen Sonnenstrahlen troknen in wenigen Minuten wieder das Gewand. Man läßt sich daher selbst nicht von kleinen Regenschauern abschreken, die bisweilen eintreten.

In einer der folgenden Nächte wurden wir aber auf eine andere mir ganz neue Art belästiget, wobei ich bereuete, daß ich mein Zelt nicht hatte aufschlagen lassen. Wir hatten uns nämlich in ein Thal, an das freundliche Ufer einer klaren Quelle gelagert, und waren eben in Begriff unsere Mahl-

zeit zu genießen: siehe da erhob sich plözlich ein Wirbelwind, der von den nahen Hügeln herab ein dikes Sandgestöber über unsere Schüsseln herabwehete, so daß das Essen kaum genießbar blieb. Wir dekten zwar, so schnell wir nur konnten, unsere Mäntel und Tücher darüber; aber es war schon zu spät, und wir hatten von nun an die ganze Nacht vor dem fatalen Sandregen keine Ruhe mehr. Am Morgen waren wir ganz damit bedekt. — Dieß war die erste Unannehmlichkeit, welche ich in den afrikanischen Einöden zu erfahren hatte.

Zur Entschädigung genoß ich bald nachher das Vergnügen, ein Zeuge und Gegenstand der arabischen Gastfreiheit zu werden. Wir gelangten nämlich nach einigen Tagen in eine große und schöne Ebene, in welche sich eine Anzahl Araber gelagert hatten. Einige unserer Reisegefährten besaßen unter ihnen Freunde. Sie baten die Karavane, eine kurze Zeit anzuhalten und ihrer zu warten. Kaum hatten sie ihre Gastfreunde gefunden, so erschienen sie schon wieder in ihrer Begleitung. Es befand sich unter ihnen ein freundlicher alter Mann mit seinen beiden Söhnen, der alle Reisende, sehr höflich und mit vieler Herzlichkeit, in die Gezelte einlud. Wir sahen, daß seine Worte keine leeren Komplimente waren, und fanden daher kein Bedenken, seine Einladung anzu-

nehmen. Wir folgten ihm. Bei unserer Ankunft waren schon alle seine Knechte beschäftiget, die Zelten auszuräumen, und Matten und Teppiche für uns auszubreiten. Es wurde sogleich ein Schaf geschlachtet, und zu unserer Bewirthung zubereitet. Mit großer Gefälligkeit wurden Anstalten getroffen, uns und unser Vieh indessen zu erquiken. Man brachte ansehnliche Näpfe voll Buttermilch, Butter und Käse; unsern Pferden und Mauleseln aber wurde Gerste vorgeschüttet, und den Kameelen ein Ort zur Weide angewiesen. Unsere Wirthe unterhielten uns indessen mit freundlichen Gesprächen, bis Abends gegen acht Uhr, in zwei hölzernen Schüsseln, das Abendessen aufgesezt wurde. In der einen war gesottenes, in kleine Stüke zerschnittenes, Hammelfleisch, in der andern ein Art Klöse Basihn genannt, mit Oehl zubereitet. Wir verzehrten diese Gerichte mit großem Appetit: Unser gutmüthiger Wirth aber mit seinen Söhnen wollte sich nicht zu uns setzen, sondern stand während der Mahlzeit hinter uns und reichte uns Wasser und Buttermilch, denn nach den Gesezen der arabischen Gastfreiheit, muß der Herr vom Hause seine Gäste, indeß sie essen, selbst bedienen.

Am folgenden Morgen wurde uns mit gleicher Freigebigkeit noch ein Frühstük aufgedrungen, denn

der alte Mann war reich an Korn und Hausthieren, und er theilte gern seinen Ueberfluß mit seinen Freunden und den Freunden seiner Freunde.

Wir dankten ihm bei unserer Abreise mit Mund und Herz, und sezten noch eine Streke weit unseren Weg zwischen Kornfeldern und unter Oehl- und Dattelbäumen fort, bis wir endlich in die Gegend von Lebida gelangten, wo wir noch Ruinen eines Tempels und einiger Ehrenpforten aus den Zeiten der Römer sahen, die ehedem eine blühende Kolonie in dieser Stadt hatten.

X.

Fortsezung. Ankunft zu Mesurata und Wadan. Die Karavane wird von herumschweifenden Arabern angegriffen. Sie langt im Königreich Fessan an. Beschreibung dieses Reichs und seiner Bewohner. Strafen der Verbrecher.

Nach einer neuntägigen Reise kamen wir endlich zu Mesurata, an der östlichen Seeküste, an. Wir würden kürzer, aber nicht so sicher, geradesweges von Tripoli nach Sebbah gereiset seyn. Von dem Statthalter zu Mesurata wurde ich sehr höflich empfangen; die Karavane hielt aber nur so lange an, als erfordert wurde, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen. Sie brach, so

bald sie wieder gut versehen war, nach Wadan auf, welche Stadt ungefähr eben so weit von Mesurata als Mesurata von Tripoli liegt.

Wir trafen auf diesem Wege nur wenige elende Dörfer an, und über Wadan hinaus wartete unser die erste eigentliche Wüste, welche sich vier Tagreisen weit gegen Sebbah hin erstrekte.

Nahe an den Grenzen dieser Einöde, gewahrten wir in der Ferne einen Trupp herumschweifender Araber zu Pferde, denen wir nichts gutes zutrauten. Sie machten einige Bewegungen, aus welchen wir schlossen, daß sie gesonnen seien, einen Angriff auf unsere Karavane zu wagen, und sie auszuplündern. Solche Räubereien sind in der Nähe der Wüsten nichts seltenes. Zwar sucht die Regierung dieses Gesindels habhaft zu werden, und wenn man die Räuber ergreift, so werden sie ohne Gnade bestraft; allein wie soll man sich ihrer bemächtigen? Sie schweifen unstät im Lande umher, und haben keine bleibende Stätte. Dabei reiten sie leichte flüchtige Pferde, mit welchen sie ihrer Verfolger lachen.

Der Trupp, der uns jezt mit einem Angriff drohete, mochte ungefähr funfzig oder sechzig Mann stark seyn. Unsere Karavane war viel stärker; es wurde daher beschlossen, uns herzhaft zu wehren und Freiheit und Eigenthum theuer zu verkaufen.

Sogleich wurde der Befehl ertheilt, von den Kameelen abzusizen, und sie einigen Treibern zur Aufsicht zu übergeben, die sie sämtlich beisammen halten und sie uns nur langsam nachführen sollten. Reiter und Fußgänger rüsteten sich nun in aller Eile mit ihren Flinten, und erstere rükten voraus und gingen dem Feind muthig entgegen. Alle Fußgänger folgten ihnen in einem gedrängten Haufen nach, tanzten, schrieen, schwangen ihre Flinten über dem Kopf, und gaben auf mancherlei Weise dem Feind zu erkennen, daß sie sich nicht vor ihm fürchteten. Die Araber sprengten indessen auf uns heran. Plözlich zerstreuten sich alle unsere Fußgänger, als ob ein Sturmwind sie zerstäubt hätte, und verstekten sich hinter den Gebüschen. Ich saß, nebst ungefähr zehen andern Reisenden, zu Pferd und sah mit Unwillen die allgemeine Flucht an. Fest entschlossen, mich dessen ungeachtet nebst meinen übrigen Gefährten muthig zu wehren, so lang Blut in meinen Adern fließen würde, gab ich meinem Klepper die Sporen, und stürmte herzhaft gegen die überlegenen Räuber an. Plözlich knallte aus allen Gebüschen kleines Gewehrfeuer, und unsere Feinde stürzten in Menge vor uns nieder. — Nicht um zu fliehen, hatten sich nämlich die Fußgänger hinter die Büsche verstekt, sondern um unbemerkter

und sicherer zu schießen. — Die Araber stuzten und hielten an; wir ließen ihnen aber keine Zeit sich zu besinnen, sondern hieben auf sie ein, oder schossen sie mit unsern Pistolen von den Pferden. Das Musketenfeuer dauerte dabei fort; die bestürzten Räuber verloren eine Menge Leute und wußten nicht, wo sie außer uns ihre Feinde suchen sollten. Sie blieben indeß nicht müßig, und eine Zeit lang hatten wir einen harten Stand gegen sie. Ich bekam eine Kugel in den linken Arm; zwei von meinen Gefährten wurden in die Beine verwundet; zwei andere blieben ganz todt. Am Ende aber siegten wir, und ließen eilf Feinde leblos auf der Wahlstatt liegen. Einige andere waren so schwer verwundet, daß sie kaum Kräfte behielten, zu entfliehen. Manche schöne Pferde fielen dabei in unsere Hände; sie entschädigten uns aber leider nicht für den Verlust, den wir an unsern Reisegefährten erlitten hatten. Indessen durften wir es für ein Glük halten, daß wir einer so großen Gefahr noch auf solche Art entgangen waren.

Der beschwerliche Weg in der Wüste wurde glüklich zurükgelegt, und wir langten wohlbehalten in den gesegneten Gegenden von Sebbah an, wo wir in dem wohlthätigen Schatten üppiger Dattel- Feigen- Granatäpfel- und Aprikosenbäume, alle Be-

schwerden unserer mühsamen Reise vergaßen. Unser Weg führte uns durch wohlangebaute Gersten- und Mais-Felder, und an der Straße rankten Gurken und Kürbisse. Zahlreiche Heerden Schafe weideten auf den Auen, und Federvieh bevölkerte die Höfe der Häuser. Anstatt des salzigen warmen und stinkenden Wassers, das wir in der Wüste getrunken hatten, labten wir uns frei an den reinsten und frischesten Quellen, oder an kühlendem Dattelwein. Das Wohlbehagen, womit uns dieß alles erfüllte, läßt sich nicht beschreiben.

Das Königreich Fessan ist eine wahre Oasis, eine Insel im Sandmeer. Zu Zeiten der Römer war dieses Reich stark bevölkert; auch sieht man noch in der Hauptstadt Mursuk aus jener Zeit viele große und prächtige Ruinen, an welche die Einwohner kleine elende Häuser aus Erde angebaut haben, die einen gar kläglichen Kontrast damit machen. Die Stadt Mursuk ist übrigens mit hohen Mauern umgeben, und mit Quellen und Brunnen reichlich versehen. — Auch in der Stadt Suila, die ostwärts von Mursuk liegt, sieht man noch eine Menge Ruinen, die von dem Glanze der besseren Vorzeit zeugen. Ihr heutiger Stolz besteht blos in den zahlreichen Heerden, Schafen und Ziegen, die auf ihren fetten Fluren weiden.

In einer Provinz des Reiches Fessan, Mendra genannt, sahen wir dampfende Seen; auf denen Trona schwamm womit ein außerordentlicher starker Handel getrieben wird. Es ist dieses Trona ein natürliches mineralisches Laugensalz, das statt Pottasche zum Seifensieden dient. In Marokko wird aber auch Leder sehr schön roth damit gefärbt.

Was soll ich Ihnen von den kleinern Städten und Dörfern im Königreich Fessan sagen. Sie bestehen meistens aus schlechten Häuschen, beinahe alle aus Lehm aufgeführt. Die flachen Dächer werden blos aus Baumästen geflochten und mit Erde bedekt, denn in Fessan weiß man beinahe nichts vom Regen. Der Sommer währt da vom Monat April bis zum November, und die Hize ist in dieser Zeit so erstikend, daß von neun Uhr morgens bis abends nach Sonnenuntergang niemand als Feldarbeiter sich aus den Häusern wagt. Nattern, Schlangen, Skorpionen, Muskitos, Läuse, nebst anderm Ungeziefer, wimmeln daher in jenen Gegenden. Die Einwohner gehen aber dessen ungeachtet nicht nakt, wenigstens nicht die vornehmen, sondern tragen lange weite Beinkleider, von Leinwand oder Tuch, ein Hemd mit weiten Aermeln, an der Brust offen, eine Weste ohne Aermeln, dann noch eine Jake, und ein weites Ueberkleid, auch wohl einen Mantel und

lederne Strümpfe. — Der gemeine Mann hingegen, begnügt sich mit weiten Beinkleidern und einer Müze, alles übrige ist blos. Sie sind der großen Wärme so gewohnt, daß sie sich in ihren sogenannten kühlen Tagen, wohlbehaglich in die Sonne legen und sich auswärmen, wenn der von Schweis triefende Europäer ganz erschöpft den dikſten Schatten sucht.

Die Fessaner gleichen mehr Negern als Arabern. Sie haben ein kurzes krauses Haar, schwarze dike Lippen, platte breite Nasen, eine schwärzliche Haut. Sie sind meistens unthätige schwache stinkende Menschen, die bald den Ueberfluß, welchen sie an indianischen Korn, Datteln, Aprikosen, Kalebassen, Gurken, Granatäpfeln, Ziegen und schönen Schafen mit diken Fettschwänzen besizen, nicht nöthig zu haben glauben, viel zu arbeiten. In den höhern Ständen schmaußt man auch Antelopen * Hirsch- und

* Die Antelope oder Gazelle ist ein schönes leichtfüßiges Thier, das dem Reh an Größe, Farbe und Gestalt gleicht. Sie hat aber kein Geweih, sondern bloße Hörner wie der Ziegenbok. Auch hat sie viel feinere Haare als das Reh. Wenn der Jäger zwischen rauhen Bergen Jagd auf sie macht, so stürzt sie sich mit großer Geschiklichkeit, und ohne sich zu beschädigen, von steilen Höhen herab, und verbirgt sich im Thal bis es Nacht wird.

Hühnerfleisch, und läßt sich weißes Brod aus inländischem Waizen, mit einem guten Glas Dattelwein, recht gut dazu schmeken.

Dieser Dattelwein wird, wie der Palmwein, durch einen Einschnitt in den Baum erhalten, an welchen man eine Flasche festbindet. Durch diese Oefnung quillt alsdann reichlich ein süßer, wohlschmekender, kühlender Trank, der nach einigen Tagen anfängt zu gähren, und zu einem berauschenden Getränke wird. Durch die große Menge Saft, welche die Palmbäume durch das Anzapfen verlieren, sterben sie in kurzer Zeit ganz ab; der härtere Dattelbaum aber erholt sich wieder von der Wunde, und gelangt nach einigen Jahren zu seiner vorigen Gesundheit.

Der König von Fessan, ist der erste Kaufmann seines Reichs: Er handelt vorzüglich mit Trona und Senesblättern, die er gegen Gold und Goldstaub vertauscht, der in Papierchen eingewikelt, die Hauptmünze in Fessan ausmacht. Der Handel des Königs geht aber ins Große, und das Gold wird ihm nach Pfunden zugewogen. Haben seine Unterthanen Kleinigkeiten, wie z. B. Eßwaaren und dergleichen einzukaufen, so geben sie Korn dafür. Ich überreichte diesem Fürsten mein Empfeh-

lungsschreiben von dem Pascha von Tripoli, und wurde von ihm auf das Beste aufgenommen. So lange ich mich in Mursuk aufhielt, wurde ich auf seine Kosten verpflegt, und seine vornehmsten Hofbediente erhielten Befehl, sich meiner anzunehmen, und mir es an nichts mangeln zu lassen. Seidi Hamed wurde hochverehrt von seinen Unterthanen wegen seiner Großmuth, und gefürchtet von den Unredlichen wegen seiner Gerechtigkeitsliebe.

Einst da wir über den Markt gingen — denn in allen bedeutenden Städten von Fessan werden Märkte für Fleisch, Getreide, Obst, Küchengewächse gehalten — bemerkten wir einen bedeutenden Auflauf. Wir näherten uns und sahen, wie ein Mensch um einen andern mit einem Stäbchen in der Hand einen Kreis zog. Wir erkundigten uns, was das zu bedeuten habe? Ach, war die Antwort, der Mann welcher in dem Kreis steht, hat den andern, bei dem er etwas einzukaufen vorgab, eine neue Müze gestohlen, und damit er ihm nicht entlaufe, hat dieser den Kreis um ihn gezogen. — Ei, erwiederten wir, er darf ja nur darüber wegspringen — davor wird er sich wohl hüten, gab man uns zur Antwort; denn er würde von unserm gerechten König schwer bestraft werden, und wenn er ganz die Flucht ergreifen wollte, so müßte er auf Lebenslang sein

Vaterland meiden. Er entschließt sich daher, lieber sich geduldig der Bastonnade zu unterwerfen, als landesflüchtig zu werden. —

Einige Minuten darauf, erschien wirklich ein Gerichtsdiener, der den Eingeschlossenen zum Richter abführte, welcher ihm sogleich seinen Prozeß machte, und öffentlich mit Stokschlägen abstrafen ließ. — Wäre aber der Schuldige ein Sheriff, ein Nachkomme Muhameds, gewesen, (denn alle Fessaner sind Muselmännet), so wäre er weit schimpflicher bestraft worden; der König hätte ihm alsdann Staub auf den Kopf gestreut, und diese Schande hätte kein Meer abgewaschen. —

Große Verbrechen werden im Königreich Fessan, immer mit dem Tode geahndet.

XI.

Fortsezung. Ankunft im Königreich Bornu. Beschreibung dieses Reiches und seiner Einwohner.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen, in welchen wir uns mit neuem Vorrath versahen, sezte die Karavane ihren Weg nach dem Königreich Bornu fort, das mehr als tausend englische Meilen, (mehr als 220 Deutsche), von Fessan entfernt ist. Zehn Tage lang mußten wir auf diesem Marsch in der glühenden Wüste Bilma zubringen, wo wir,

außer einigen Straußen und Antelopen, in der Nähe von Dombu kein lebendes Geschöpf wahrnahmen. Nur verhungerte Vögel die vom Sturmwind aus glüklicheren Gegenden hieher geführt wurden, und in der Wüste verschmachtet waren, sahen wir auf dem Sand umher gestreut. — Von Durst, Hunger und Hize abgemattet, erreichten wir endlich seufzend, diese so lange ersehnte Stadt, wo wir uns wieder erholten.

Von Dombu bis Kanem und Bornu, reiseten wir wieder in einem fruchtbaren Land, und nach funfzehn Tagen vollendeten wir endlich unseren mühsamen Marsch, und zogen wohlbehalten in die Kaiser-Stadt Bornu ein.

Hier war ich also in Nigritien, beinahe mitten in Afrika, unter lauter schwarzen aber nicht ungebildeten Menschen. Das gemeine Volk, theils Heiden, theils Muhamedaner — ging zwar wegen der großen Hize, die zwischen den Wendekreisen herrscht, meistens nakt, und hatte nur einen Gürtel um die Mitte des Leibes, oder ein blaues baumwollenes Hemd an; aber es war höflich und bescheiden: Die Männer kamen nie vor uns Fremden vorbei, ohne stehen zu bleiben und uns zu grüßen. Die Häuser, welche sie bewohnen, sind zum Theil sehr geräumig, und ganz artig aus Steinen und Thon aufgeführt,

und mit Strauchwerk und Palmenzweigen gedekt, die mit Erde überworfen werden. Die ungeheuern Regengüsse aber, welche in Bornu und zwischen den Wendekreisen überhaupt im April und Oktober aus den Wolken herab stürzen, durchdringen bald dieses lokere Dach, dvs den Bewohner wenig Schuz gibt.

Wir fanden in Bornu zu unserer Erquikung weder Oliven noch Orangen; selbst die Feigen waren ziemlich schlecht; dagegen aber fehlte es nicht an herrlichen Granatäpfel, Zitronen, Limonien, Melonen; uud wären wir zu einer andern Zeit eingetroffen, so würden wir auch mit Aprikosen oder köstlichen Weintrauben bewirthet worden seyn. Aepfel nnd Pflaumen wachsen ebensfalls in der Gegend von Bornu; aber sie sind schlecht, in Vergleich mit andern Früchten.

Wir führten überhaupt in dieser Stadt eine ganz üppige Tafel; sie war außer dem gewöhnlichen Schaf- Rind- und Ziegenfleisch, auch öfters mit Antelopenbraten, Rebhühner, wilden Enten besezt. Auch gebratenes Straußenfleisch sezte man uns nicht selten vor, und es schmekte nicht übel.

Wir bezahlten diese Lekerbissen mit Stüken Kupfer und Messing, welche hier statt der Münze dienen, wenn der Preis der Dinge nicht so bedeutend

ist, daß Goldstüken oder Goldstaub zur Bezahlung erfordert werden. Eine Kuh kostete nach unserm Geld ungefähr zwei Thaler, ein Schaf einen Thaler, eine Antelope zwölf Groschen, und so weiter. Unser Unterhalt erforderte also keinen großen Aufwand.

Nicht minder wohlfeil erstanden die Kaufleute unserer Karavane eine Menge Sklaven, Pferde, Strausfedern, Zibeth, welche sie mit großem Gewinn wieder zu Tripoli verhandelten. Für einen schönen männlichen Sklaven, bezahlten sie ungefähr drei bis vier Karolin, für ein Weib oder Mädchen aber ein Drittel weniger. Diese armen Leute, die zu Bornu wohlfeiler, als auf unsern Europäischen Märkten das Vieh verhandelt wurden, kamen aus dem innern Afrika. Sie waren meistens in den Kriegen als Gefangene weggetrieben, und viele Meilen weit hieher geführt werden. Von der Grausamkeit, mit welcher man sie, auf ihrem Zug, durch die afrikanischen Wüsten behandelt, wo sie oft ohne Barmherzigkeit verschmachten müssen, erzählte man mir viele Beispiele, wovon ich nur soviel anführen will, daß wenn die armen Unglüklichen von Hunger, Durst und langem Gehen so abgemattet sind, daß sie nicht weiter fortkommen können, es nichts seltenes ist, daß ihre Führer dem einen oder dem andern einen Arm vom Leibe hauen, und mit diesem

Arm, wie mit einer Keule, auf die übrigen losschlagen, um sie zum Gehen anzutreiben. Bei vielen aber sind Worte und Schläge umsonst: Sie sterben unter den Händen der Wütheriche, die sie vor sich her peitschen, oder bleiben halb todt unterwegs liegen und werden ein Raub der Löwen, Leoparde und Wölfe, die in den Wildnissen auf Beute lauern. Bisweilen werden sie auch von Füchsen und wilden Hunden aufgefressen.

Die schönsten der Sklavinnen kauft der Kaiser von Bornu, zu Bedienung seiner Frauen. Der damalige Regent hatte über fünfhundert Weiber, und ein ganz artiges Häufchen Kinder, denn dreihundert und funfzig waren zur Zeit meines Aufenthaltes in seiner Residenzstadt noch am Leben. — So viel Weiber er hatte, eben so viel hielt er Pferde.

Unter seinen Söhnen wird nach seinem Tode nicht immer der älteste, sondern der würdigste sein Nachfolger. Die Wahl wird von dem Volke, drei alten Männern von anerkannter Rechtschaffenheit übertragen. So bald der Kaiser entschlafen ist, ertheilen diese Alten den Befehl, sämtliche Prinzen in ein Zimmer des Pallastes einzuschließen, und sie sorgsam zu bewachen. Dann verfügen sie sich selbst an den zu ihren geheimen Berathschlagungen bestimmten Ort, und bereden sich über die Wahl des künf-

tigen Regenten. So bald sie darüber einig sind, verfügen sie sich in das Zimmer der Prinzen, ergreifen den Gewählten bei der Hand, und führen ihn stillschweigend in das dunkle Gemach, in welcher noch die Leiche seines verschiedenen Vaters aufbewahrt wird, die nie eher begraben werden kann, als bis sein Nachfolger gewählt ist. Hier stellen sie in einer rührenden Rede dem Prinzen die Tugenden und Fehler in dem Charakter seines Vater vor, und schildern ihm entweder mit gerechtem Lob oder mit strengem Tadel, die Folgen welche seine Handlungen nach sich zogen. Du siehst, sagen sie zu ihm, das Ende deines irdischen Lebens vor dir. Das ewige, das nach ihm folgt, wird elend oder glüklich für dich seyn, je nachdem deine Regierung Fluch oder Segen über dein Volk gebracht hat,

Nach dieser furchtbaren an einem schauderhaften Ort ertheilten Warnung, wird der neue Monarch, unter lautem Zuruf seines Volkes, nach dem Pallaste zurük geführt, und von den wählenden Aeltesten in den Besiz aller Sklaven, und zweier Drittheile von sämtlichen Ländereien und Hausthieren seines Vaters eingesezt; das noch übrige Drittheil aber dient zur Versorgung der andern Kinder des verstorbenen Monarchen.

Von Bornu machte ich öfters Ausflüge in die umliegenden Gegenden. Ich sah da, wie Hirten unter Zelten von Kuhhäuten ihre zahlreichen Heerden hüteten, wie die Bauerleute, die nichts von dem Pfluge wissen, ihre Felder mit der Hake umhakten, und ihre Weiber den Saamen ausstreuten. — Die Saatzeit fängt in dem Reiche Bornu zu Ende des periodischen Aprilregens an, und das Wachsthum geht in diesem Klima so schnell, daß der Mais schon in den ersten Tagen des Juli reift. Waizen, Gerste und Haber, wird in jener Gegend nicht mehr gebaut.

Jezt aber war auch die Zeit zu reisen vorüber. Es fing mit den Monat April die schwüle Jahrszeit an, und die Hize wurde nach und nach so drükend, daß ich kaum zu athmen vermochte. Ich suchte mir dagegen, so wie die übrigen Einwohner, durch ein nasses Tuch zu helfen, welches ich vor die Nase hielt. Die heise Luft, welche man einzieht, wird dadurch ein wenig erfrischt. — So unbehaglich es aber auch den Menschen, besonders uns Europäern, in dieser glühenden Atmossphäre zu Muth ist, so wohl scheinen sich Schlangen, Skorpionen, Kröten und anderes Ungezieter dabei zu befinden. Es wimmelt, besonders um jene Zeit, unter den Wendekreisen, von diesen ekelhaften Thieren.

XII.

Fortsezung. Sir John macht Jagd auf einen Löwen. Seine Ankunft in Kaschna und Gondschá.

Auf solche Art brachte ich sechs sehr beschwerliche Monate in Bornu zu. Mit Ungeduld erwartete ich die Oktoberstürme, um meine Reise nach dem Königreich Kaschna fortsezen zu können. Endlich erschien die erwünschte Witterungsveränderung, und sogleich benuzte ich sie. Ich schloß mich an eine Karavane an, die nach Kaschna abging, und langte, nach einer langen und beschwerlichen Reise, glüklich in dieser Stadt an.

Unterwegs stieß uns aber ein Abentheuer zu, das meinem Reiseplan beinahe auf einmal ein trauriges Ende gemacht hätte. In einer Nacht, da wir uns in der Nähe eines Gehölzes gelagert hatten, hörten wir das Brüllen eines Löwen, der große Lust zu haben schien, einen Angriff auf unsere Kameele zu wagen. Um ihn entfernt zu halten, schierten meine erschrokenen Reisegefährten eine Menge Feuer rings um unser Lager an, und nahmen sämtliche Thiere in die Mitte. Alles blieb diese Nacht unter den Waffen. Zwei herzhafte Araber faßten den Entschluß, so bald es Tag seyn würde, den Löwen anzugreifen; ich schloß mich sogleich

S. 73.

an sie an. Wir sezten uns morgens zu Pferd. Ein Hund, den wir bei uns hatten, und der an die Löwenjagd schon gewöhnt war, sollte uns dienen, das Thier aufzusuchen. Bald blieb er bellend vor einem diken Busche stehen; wir ritten mit gespannten Flinten um denselben herum, um wo möglich den Löwen zu entdeken. Plözlich sah ich ihn vor mir. So bald er mich gewahr wurde, legte er sich nach Kazenart mit dem Kopf auf die Vorderfüße, faßte mich ins Auge, schikte sich an, mich auf den ersten Saz zu paken. Doch meine Geistesgegenwart verließ mich nicht ganz in dieser Gefahr; ich legte meine Flinte an, und schoß ihm nach dem Kopf. Zum Unglük aber hinderte mich die Eile, mit welcher ich losdrükte und die Bewegung meines Pferdes, richtig zu zielen; die Kugel streifte und betäubte ihn nur einen Augenblik. Ich sezte jezt meinem Roß die Sporen in den Leib, und suchte auf daß schnellste zu entfliehen; allein in zwei Säzen saß das grimmige Ungeheuer dem Pferd auf dem Rüken, drükte es nieder, pakte mich mit seinen Klauen und Zähnen, und würde mich gewiß in wenigen Minuten zerrissen haben, wenn nicht eben in dem bedenklichsten Augenblik meine herzhaften Begleiter herbei gesprengt, und das wüthende Thier mir von dem Naken wegg geschossen hätten.

So schnell indessen ihre Hülfe kam, so jämmerlich war ich bereits zerfleischt. Ich hatte tiefe Wunden in dem linken Arm, an welchem er mich mit seinen Klauen gepakt hatte, und an der rechten Schulter, die bereits in seinem Rachen war. Nur ein Schaffell, welches ich auf den Rath meiner Freunde um mich geschlagen hatte, milderte etwas seinen grimmigen Biß. Mein Pferd war gleich anfangs unter der Last des Thiers, und mehr noch vor Schreken zusammen gesunken. Jezt, da der Löwe fiel, sprang es wieder auf; aber es träufte so wie ich von Blut, sein ganzes Hintertheil war zerrissen.

Meine Freunde entkleideten und verbanden mich sogleich. Sie brachten mich mehr todt als lebend in das Lager zurük. Ich hatte außerordentlich an meinen Wunden zu leiden, und mit meiner Kur ging es sehr langsam. Nach und nach erlangte ich indeß wieder den Gebrauch meiner Arme: die Narben aber, die mir blieben, werden mich lebenslang an meine Löwenjagd erinnern. —

Ich wiederhole Ihnen nicht, was wir auf unserer Reise abermals in den Wüsten auszustehen hatten. Obgleich die Ziegenfelle, in welchen wir unser Wasser führten, innen und außen mit einer harzi-

gen Substanz überstrichen worden waren, um das Verdunsten zu verhüten, so troknete bei der unerträglichen Hize doch beinahe die Hälfte davon ein, und wir kamen daher mehr als einmal in Gefahr zu verschmachten. Wie vergnügt waren wir daher, als wir uns endlich dem Ziel unserer Reise näherten. Schon in einer beträchtlichen Entfernung von Kaschna, kündigten uns eine Menge Affen und Papageien, durch ihr fröhliches Geschrei, ein besseres Land an. So selten diese Thiere in Bornu sind, so häufig fanden wir sie in hiesiger Gegend. Die ganze Natur wurde durch sie und eine Menge Vögel belebt. Auch die Straßen wurden immer lebendiger. Wir begegneten einer Karavane, die nach Bornu ging, und meistens rothe und gelbe Ziegenfelle, Ochsen und Büffelhäute, Baumwollenzeuge, Senesblätter und Zibeth eingekauft hatte, und von einer Menge Sklaven begleitet war, die sie in Bornu weiter zu verhandeln gedachten. In solchen Waaren besteht der Reichthum von Kaschna.

Nahe an der Stadt holten wir eine andere Karavane mit einer Menge Kameelen ein, alle mit Salz beladen. Sie kamen weit her aus der Wüsten Bilma, in dem Reiche Bornu, denn im dem Lande Kaschna selbst wird kein Körnchen Salz ge-

funden.* Die Seen, an deren traurigen Ufern das Salz gesammelt wird, liegen von Agades fünf und vierzig Tagreisen entfernt. Auf allen Seiten sind sie von dem brennenden Sand der Wüste umgeben. Tausend Kameele machen bisweilen die Karavane aus, welche diese lange gewagte Reise unternimmt. Welche Schwierigkeiten besiegt aber nicht die Gewinnsucht! Ueberstehen die geldgierigen Kaufleute die Gefahren, so werden sie für ihre Mühe reichlich belohnt: Denn nichts bezahlen sie für diese große Menge Salz, als einen geringen Lohn an die Landleute in der Nähe der Seen für das Einsammeln; in Kaschna, in Tombuktu und andern angrenzenden Ländern, verhandeln sie es aber zu außerordentlich hohen Preisen. Sie tauschen dagegen rohe und verarbeitete Seide, Gold und Silberstoffe, Brokate, Säbelklingen, holländischen Messer, Scheeren, Spiegel ein, welche die Kaufleute

* Es muß angenommen werden, daß diese Karavane nicht geradeswegs von den Salzseen herkam, sondern daß sie bloß Vorrath aus den Salzmagazinen von Agades holte, denn da man in jener Gegend erst im Oktober reisen kann, so konnten die Kameele unmöglich schon um die Zeit, da Sir John ihnen begegnete, von einer so langen Reise wieder zurük seyn.

mit denen sie handeln, theils von der westlichen Seeküste her, theils durch die Karavanen der Nordküste erhalten. Nehmen sie keine Waaren an, so müssen sie in Kauries bezahlt werden, wovon 2500 ungefähr drei Thaler neun Groschen nach sächsischem Gelde machen. Diese Kauries sind nichts als kleine Seemuscheln, die in Negritien als Münze dienen.

Von der Stadt und dem ganzen Reich Kaschna, habe ich Ihnen wenig zu erzählen. Es hat mit Bornu gleichen Boden, gleiche Produkte, gleiches Klima; nur die Regengüsse sind nicht so heftig. Auch die Einwohner sind nicht so höflich und so gebildet. Ich hielt mich daher auch nicht lange hier auf, sondern sezte mit der nächsten Karavane meinen Weg über Dombu, Kottokolih und Degomba nach Gondschá fort; das Königreich Tombuktu aber ließ ich rechts liegen.

Ich befand mich jezt an der Grenze von Senegambien, dem Lande der Susoer, der Mandingoer, der Jaloffen der Fulen. Gelang es mir, glüklich durch diese wilden Nationen hindurch zu kommen, und die westliche Küste von Afrika zu erreichen, so hatte ich Hofnung, mit einem Europäischen Schiffe bald in mein Vaterland zurük zu kehren.

XIII.

Schluß. Ein Elephant wird in einer Grube gefangen. Heuschrekenschwärme in Senegambien. Sir John schifft sich nach Europa ein. Sein Schiff wird von einem französischen Kaper erobert.

Bis Gondschå und nicht weiter gingen die Karavanenzüge. Mir blieb nur ganz allein eine noch sehr lange und gefährliche Reise in einem unbekannten Lande unter wilden Völkern überlassen, deren Sprache ich nicht verstand. Ich fühlte wohl, daß dieß auf meiner ganzen langen Route die schwerste Aufgabe war. Mein gutes Glük verließ mich aber nicht. Es kam eben um jene Zeit eine Gesandtschaft aus dem goldreichen Bambuk nach Gondschå, um Grenzstreitigkeiten zu berichtigen. Sie zog ein, unter einer starken Bedekung, und einer lärmenden Musik von Hörnern, Pfeifen, Gloken und Trommeln. Die Geschenke, welche sie dem König von Gondschå brachte, bestanden meistens in Europäischen Waaren, die sie durch Tauschhandel von den Küstenbewohnern erhalten hatte. Vierzehn Tage lang wurden die Gesandten in Gondschå nach der Landesart prächtig bewirthet, dann machten sie wieder Anstalt zu ihrer Rükreise. Ich gab mir alle Mühe, mit ihnen bekannt zu werden, und es gelang mir. In Gondschå fanden sich Einwohner,

die zugleich Arabisch und die Sprache der Mandingoer sprachen; durch sie wurde ich den Gesandten empfohlen und vorgestellt. Sie nahmen mich ganz freundlich auf, erlaubten mir, in ihrer Gesellschaft zu reisen und versprachen, mich sicher nach Bambuk zu bringen.

Dieß geschah. Auf unserer ganzen Reise begegnete uns kein merkwürdiges Abentheuer. Nur einmal hörten wir in einem diken Gehölze, das Schreien einiger Elephanten. Mehrere gute Jäger aus unserer Gesellschaft, mit Wurfspießen und Pfeilen bewafnet, wagten sich in das Gebüsche, aus welchem der Laut zu kommen schien. So theuer ich meine Löwenjagd auch hatte bezahlen müssen, so folgte ich ihnen doch mit meiner Flinte. Wir nahmen unsern Stand hinter einigen diken Bäumen, von wo aus wir die Thiere beobachten konnten. Sie sahen aus wie wandelnde Felsen. Einige von meinen Begleitern drükten Pfeile auf sie ab; sie wurden getroffen, allein sie achteten die Wunde nicht, sondern machten nur eine kleine Bewegung mit ihren großen Ohren. Ich legte jezt meine Flinte an, und verwundete eines von den Thieren in den Leib. Wir sahen sein Blut fließen, aber es fiel nicht; es wurde nicht einmal sonderlich unruhig über den Schuß: Die kleine Bleikugel schien keine große

Wirkung gethan zu haben. Meine Flinte hätte einen doppelten Lauf; ich schoß noch einmal, und traf den Elephanten an den Rüssel. Jezt eilte er in schnellem Trabe dem dikſten Gebüsche zu, und alle seine Gefährten folgten ihm nach. Begierig zu sehen, ob das Thier viel Blut verloren hätte, gingen wir der Stelle zu, wo es gestanden hatte; wurden aber unversehens durch ein ganz neues klägliches Elephantengeschrei erschrekt, das ganz nahe bei uns aus dem Boden zu kommen schien. Wir prallten zurük und näherten uns wieder vorsichtiger. Es hatte sich ein ungeheures Thier in einer Grube gefangen, welche die Bewohner dieser Gegend zu dem Ende gegraben, und mit Baumzweigen zugedekt hatten. In der Mitte der Grube war ein spiziger Pfahl eingeschlagen, der dem Elephanten tief in den Leib gedrungen war, aber ihn noch nicht ganz getödtet hatte. Jezt wurde er von allen Seiten umringt, und mit Wurfspiesen und Kugeln vollends hingerichtet. Es war ein sehr großes Thier, dessen Zähne gewiß hundert bis hundert und funfzig Pfund wogen. Seine Farbe war schwarzbraun; weiße Elephanten, wie man sie bisweilen in Ostindien sieht, hat man in Afrika nicht. —

Wir hielten uns nicht länger bei diesem Thiere auf, sondern überließen denen, welche die Grube

gegra-

gegraben hatten, die Freude sich ihres Fanges zu bemächtigen, ihm die Haut abzuziehen, seine Zähne zu verhandeln und sein Fleisch aufzuschmaußen. Den Schwanz gebrauchen die Senegambier gewöhnlich als Fliegenwedel; mit der Haut überziehen sie ihre Stühle, aus den Ohren machen sie sich Müzen. Das delikateste Stük von dem Elephanten sollen die Füße seyn; auch der Rüssel gibt keinen übeln Braten; das Fleisch selbst aber ist hart und unverdaulich.

Unser Zug langte nach einer zehntägigen Reise, die am Ende in den Gebirgen von Bambuk sehr beschwerlich wurde, wohlbehalten in dieser republikanischen Stadt an. Mein kurzer Aufenthalt wurde mir durch meine neuen Freunde ziemlich angenehm gemacht. Durch ihre Vermittelung wurde mir auch die Fortsezung meiner Reise erleichtert, und ich gelangte, unter einer zahlreichen Begleitung, glüklich bis an die Ufer des Gambiastroms.

In der Nähe von Cantor wurde ich einst durch ein entsezliches Brausen in der Luft, und durch die plözliche Verfinsterung der Sonne, erschrekt: Ich fuhr auf, und erblikte eine ungeheure Wolke Heuschreken, die über unsern Köpfen wegzogen. Beinahe eine Stunde lang dauerte ihr Flug. Es fielen aus dem diken Schwarm eine Menge herab auf

die Erde; sie waren alle roth und gelb; und beinahe einen Finger lang. Wo sich diese Heuschreken-heere sezen, da fressen sie alles bis auf den Grund ab, und lassen Menschen und Thieren nichts mehr zu ihrer Nahrung. Zum Glük zogen sie über uns weg; sie bedekten uns aber mit ihrem Unrath. Bisweilen ergreift die unersättliche Gäste, zum Heil der Einwohner, ein Sturmwind, und führt sie in die Wüsten, wo sie aus Mangel an Nahrung alle umkommen. Menschliche Hülfe ist gegen so zahllose Feinde vergeblich; nur durch höhere Gewalt können sie vernichtet werden.

Wir hielten unsern Einzug in der Hauptstadt der Susoer; die Ungeduld, die Küste zu erreichen, gestattete mir aber wenig Ruhe. Ich strebte nach dem Fort St. James in der Mündung der Gambia, wo ich englische Schiffe anzutreffen hoffte. Ich verließ daher, so bald ich nur konnte, dieses Land. Nach hundert glüklich überstandenen Gefahren, langte ich endlich in der englischen Faktorei an, wo ich von meinen Landes-Brüdern, mit den Beweisen der größten Freundschaft, empfangen wurde.

Eben damals lag auf der Rhede ein Schiff segelfertig. Es hatte Indigo, Gummi, Reis, Pfeffer, Baumwolle, Ebenholz, Elfenbein, Wachs, Kupfer geladen: Lauter Produkte von Senegambien.

Durch die Güte des Kommandanten, von St. James, erhielt ich Vorschuß an Geld, womit ich meine Ueberfahrt nach England bezahlte. Ich nahm dankbar Abschied von ihm, und schon am folgenden Tag wogte ich auf dem Atlantischen Meere. Wie glüklich ich mich wieder unter meinen Landsleuten, nach einem so langen Aufenthalt unter den rohesten Afrikanern, befand, läßt sich nicht beschreiben. Alle meine überstandenen Mühseligkeiten schwebten jezt meinem Geiste, wie ein dahingeschwundener ängstlicher Traum, vor, nach welchem blos das süße Gefühl des Wiedererwachens noch Wirklichkeit hat.

Glüklich erreichten wir die Höhe von St. Vincent, an der Spanischen Küste. Hier aber schien der gute Stern, der mir während meiner ganzen Reise geleuchtet hatte, unterzugehen. Wir wurden von einem französischen Kaper angegriffen, und ungeachtet der muthigsten Gegengewehr, fiel unser Schiff in seine Hände. Ich ward, nebst unserer ganzen Mannschaft, zum Gefangenen gemacht, und nach Brest geführt. Hier wurde das Schiff sogleich für eine gute Prise erklärt, und die Ladung verkauft.

Durch die Erzählung meiner Reisegeschichte hatte ich mir den Kapitän zum Freund gemacht. Ich wurde daher nicht nur während unserer ganzen Fahrt sehr gut behandelt, sondern erhielt auch das Verspre-

chen, daß er mich, so bald er ein Engliches Fischerboot habhaft werden könnte, in Freiheit sezen, und an dasselbe abliefern würde. Dieß gelang ihm nicht vor unserer Ankunft in Frankreich. Als er aber wieder auf neuen Streifereien auslief, nahm er mich in dieser Absicht wieder zu sich an Bord. Wir kreuzten lange im Kanal. Wie es uns hier endlich erging, ist Ihnen bekannt. Durch die Eroberung des franz. Schiffes erhielt ich meine Freiheit, und mit froher Ungeduld sehe ich jezt dem Augenblik entgegen, wo ich den väterlichen Boden wieder besteigen werde.

So endigte Sir John seine merkwürdige Geschichte, die uns noch lange Stoff zu interessanten Unterredungen gab, unter welchen wir uns unvermerkt dem Hafen von Portsmouth näherten, der uns bald darauf im Gesicht lag.

XIV.

Julius Ankunft in Portsmouth. Merkwürdigkeiten dieses Seehafens. Julius miethet sich auf einem Ostindienfahrer ein.

Wir liefen jezt in einen engen Kanal ein, welcher die Mündung des Hafens von Portsmouth machte. Auf der einen Seite erhob sich ein Kastell, auf der andern verwehrten vier Forts, mit einer Menge

schweren Geschüzes besezt, jedem feindlichen Schiffe die Einfahrt. Wollte der Feind sich mit Gewalt in diesen Hafen eindrängen, so müßte er erst durch eine halbe Stunde lange Reihe von Kanonen passiren, die alle seine Fahrzeuge in den Grund bohren würden. Nie wurde aber von jemand dieses gefährliche Unternehmen gewagt.

Der Hafen selbst, die Menge Kriegsschiffe, die Kauffahrdei-Flotten, welche hier lagen, die Boote, die hin und her fuhren, das Menschengewühl am Strande, die ab- und zulaufenden Soldaten und Matrosen, das unaufhörliche Geschrei, welches durch eine so große Menschenmenge entstand, dieß alles zusammen genommen, war für mich ein eben so interessantes als neues Schauspiel. Was war gegen Portsmouth das kleine unbedeutende Curhaven! Der Hafen von Portsmouth ist so grräumig, daß er tausend Schiffe vom ersten Range fassen kann, und es sind damit sehr ansehnliche Arsenale und Schiffswerfte verbunden. Außerhalb der Stadt liegt auch ein Stükhaus, in welchem Kanonen für ungefähr funfzig Schiffe aufbewahrt wurden. Sie lagen damals in langen Reihen über einander, und einige davon hatten über 65 Zentner an Gewicht. Hin und wieder waren auch große Pyramiden von Kugeln aufgeschichtet. Die Schiffswerfte, oder der Bauhof, wo

die Schiffe gebaut werden, hat mehrere englische Meilen im Umfang, und ist mit einer eigenen meist aus Wirths- und Vorrathshäusern bestehenden Stadt umgeben. In ganz England ist kein geräumigerer Bauplaz. Alle diese Merkwürdigkeiten durchirrte ich mehrere Tage lang nach meiner Ankunft.

Unser Schiff war durch verschiedene Grundschüsse, die es in dem Gefechte erhalten hatte, so lek geworden, daß sich in einer einzigen Stunde das Wasser mehr als drei Fuß hoch im untern Schiffsraum sammelte. Zwar suchte man die Löcher zu verstopfen so gut man konnte; aber vergebens, bloß durch unausgeseztes Pumpen war es noch möglich, den nahen Hafen zu erreichen. Kaum waren wir so weit in Sicherheit, so wurde Anstalt zur Ausbesserung des Schiffes gemacht. Es wurde eiligst ausgeladen, und mittelst eines Kiellichters* auf die Seite gelegt. Auf solche Art kamen die beschädig-

---

* Die Kiellichter sind platte Fahrzeuge, oder alte Kriegsschiffe, in deren Mitte sich ein hoher und starker Mast befindet. Mit Flaschenzügen, die auf dem Verdek angebracht sind, werden die beschädigten Schiffe durch Taue, die an die Masten befestiget sind, auf den Kiellichter herüber gewunden, und auf solche Art umgelegt.

ten Stellen außer Wasser, und man konnte sie mit Bequemlichkeit untersuchen und ausbessern.

Der Anfang der Arbeit wurde mit dem Brennen gemacht. Alles alte Pech, aller Theer, der sich auf dem Schiffsboden befand, wurde abgeschmelzt, damit sämtliche Rizen und Fugen der Breter, desto deutlicher in die Augen fielen, und dieß geschah mit einem lodernden Feuer aus dürrem Gras oder Reißig, wodurch zugleich die Würmer, welche sich in das Holz eingefressen hatten, getödtet wurden. Das alte Werg wurde hierauf mit einem Haaken aus den Fugen gerissen. Die Löcher auf das sorgfältigste ausgefüllt, alle Zwischenräume mit neuem Werg verstopft, nnd mit siedendem Pech übergossen. Diese Arbeit nennt man kalfaten oder kalfatern. Sie interressirte uns, weil wir sie nie gesehen hatten; noch viel anziehender aber war für mich ein ganz neugebautes Schiff, das eben um jene Zeit vom Stapel ablaufen sollte.

Die Schiffe werden nämlich an dem Ufer, in der Nähe des Hafens, auf einem Gerüste ganz ausgebaut, und wenn sie fertig sind, auf einem starken Gebälke, das von dem Schiff an bis in das Wasser reicht, und eine schiefe Fläche macht, in die See gelassen. In den englischen Häfen ruht hierbei das Schiff, um es desto mehr zu schonen, auf einer Art

von Schlitten, der auf dem Gebälke, welches stark mit Fett bestrichen wird, erst langsam, dann immer schneller, und am Ende mit Blizesschnelligkeit, hinabgleitet. Das Hintertheil des Schiffes, welches immer der See zugekehrt ist, fährt von dem abschüssigen Gebälke aus tief in das Wasser, wird aber bald in demselben wieder gehoben, und nun schwimmt es stolz auf dem Elemente, das nie wieder von ihm verlassen werden soll.

Eine große Volksmenge war bei dieser Feierlichkeit zugegen, und sobald die Stüzen weggenommen wurden, welche das Schiff auf dem Stapel (dem Gerüste) zurükhielten, und es seinen Lauf nach dem Wasser begann, erhob sich von allen Seiten ein lautes Jubelgeschrei. Eine große Menge Menschen standen oben auf dem Verdek, und fuhren mit ihm in das Meer; die meisten aber stürzten, zum großen Vergnügen der Zuschauer, über einander hin, so bald das Schiff durch das Wasser in seinem schnellen Lauf gehemmt wurde.

Alle Schiffe werden aber nicht auf dem Stapel, sondern in sogenannten Doken gebaut.

Diese Doken sind ein eingemauerter Raum in einem Hafen, welcher das Schiff rings herum umgibt. In diesem Raum, der durch Schleußen mit dem Meer in Verbindung steht, wird, wie in einem

großen Hofe, das Schiff ganz nach allen seinen Theilen zusammen gesezt und vollendet. Ist es nun ganz fertig, so werden die Schleusenthüren geöffnet, das Wasser tritt in die Doke, hebt bei der hohen Fluth das Schiff, und führt es in den Hafen.

Die Masten werden aber nicht eher in das Schiff eingesezt, als bis es wogt.

Die Mastbäume zimmert man gewöhnlich aus Tannen- oder Fichtenholz. Bei großen Schiffen sind sie aber so hoch, daß auch die höchsten Bäume nicht hinreichend seyn würden, wenn man sie aus einem Stüke machen wollte. Und wäre dieß auch möglich, so würde es doch nicht rathsam seyn; denn würde in einem Sturm die Spize des Mastes abgeknikt, so wäre ja der ganze Mast unbrauchbar, und bei schwerem Wetter könnte man ihn auf keine Weise niedriger machen, um dadurch die Gewalt des Windes zu mäßigen: Sehr leicht könnte also in Stürmen das Schiff mit seinen hohen Masten umschlagen, und ohne Rettung verloren gehen: Der Schwierigkeit bei der Aufrichtung so hoher Bäume gar nicht zu gedenken. — Man sezt also den Mast aus zweien, und auf großen Schiffen aus drei übereinander gesezten Stüken zusammen, wovon die beiden obersten beweglich sind und Stengen heißen.

Wetter allzuheftig hin und her wankt, welches man in der Seesprache schlingern nennt. Dieses Schlingern aber ist einem Fahrzeug ungemein nachtheilig, denn in allen seinen Theilen wird es dadurch erschüttert und loker gemacht.

Zur Beschwerung der Schiffe in der mittlern Gegend, dienen bei einem Kauffahrdeischiffe vorzüglich die Kaufmannswaaren, welche zwischen die Verdeke gestauet, daß heißt geschichtet, werden; bei einem Kriegsschiffe aber das Geschüz.

Es gibt Kriegsschiffe von 20 bis 120 Kanonen. Führen sie über funfzig Kanonen, so nennt man sie Linienschiffe, weil sie sich bei einem Seetreffen in die Linie der Schlachtordnung stellen. Die größten haben über achthnndert Mann Besazung, Schiffe von funfzig Kononen, führen aber nicht mehr als dreihundert und funfzig Mann. Unter funfzig Kanonen heißen solche Kriegsschiffe Fregatten. Linienschiffe haben gewöhnlich in der untern Kanonenreihe, lauter Vierundzwanzigpfünder, daß heißt Stüke, die Kugeln von vier und zwanzig Pfunden schießen. — Gute Segel, ein vortreffliches Steuerruder, und ein richtiges Verhältniß zwischen dem Vorder- und Hintertheil, sind die Haupterfordernisse bei einem Kriegsschiffe, denn wie wollte es sonst mit Leichtigkeit ein fliehendes Schiff verfolgen, oder

einem überlegenen Feind entgehen, wie wollte es sich in einem Seetreffen schnell genug wenden, und das Stampfen* in Stürmen vermeiden?

Eben um jene Zeit lag eine ganze Flotte Kriegsschiffe zum Absegeln bereit. Sie sollten eine Handlungsflotte, bis um das Vorgebirge der guten Hofnung herum auf dem Weg nach Ostindien begleiten. Mit diesen Schiffen gedachten auch Emmerich und ich unsere weitere Reise nach Madras fortzusezen. Wir machten daher unsern Akkord mit einem Ostindienfahrer, und ließen unser Gepäke an den Bord seines Schiffes bringen.

Die Zeit unserer Abfahrt hing von dem Winde ab. Wir mußten dem Signal dazu jeden Augenblik entgegen sehen. Die wenigen Tage, welche ich noch vor mir hatte, benuzte ich zur Besichtigung der Vorrathshäuser. Man zeigte uns in denselben eine ungeheure Menge Segeln, Tauwerk, Hanf, Flachs, Theer, Pech, Harz, Oehl, zusammengerollte Ankertaue, zubereitete und unzubereitete Strike (Taue), Eisenstangen, Oefen, gegossene Töpfe, allerlei Ku-

* Man sagt von einem Schiff es stampfe, wenn es, wie die Walzen an einer Wiege, bald mit dem Vordertheil, bald mit dem Hintertheil aufstößt, oder auf dem Steuer aufliegt.

chengeräthe: Kurz, alles was zur Ausrüstung eines Schiffes nöthig ist. Alles lag in solcher Ordnung, daß man es augenbliklich finden und herausholen konnte. Jede Art von Vorräthen, hatte ihre besondere Aufseher, welcher Rechnung darüber zu führen, und sie auf das schnellste an die königlichen Schiffe abzuliefern hatten. In wenigen Wochen können daher die größten Fahrzeuge vollkommen ausgerüstet seyn.

In besondern Häusern wurde der Masten-Vorrath aufbewahrt. In der Schmiede befanden sich über zwanzig Essen. Es wurden hier Anker geschmiedet, wovon einige über 8000 Pfund wogen. In dem Seilerhaus aber sah ich Kabeltaue verfertigten, die 120 Klafter lang und 22 Zoll stark waren.

Des Nachts wurden diese sämmtlichen Vorrathshäuser von Wächtern bewacht, wovon jedem sein besonderer Posten angewiesen war. Sie hatten über dem Kopf eine Gloke, womit sie nach der Reihe die Stunden, halbe und Viertelstunden anschlugen, auch Lärm machten, wenn etwa Feuersgefahr entstand. Alle Nacht fuhr auch im Hafen ein Wachtboot umher, um zu untersuchen, ob sämtliche Schildwachen auf den Schiffen munter seyen, und keine Unordnung vorginge.

XV.

Die Flotte segelt aus Portsmouth ab. Ein ehemaliger Marokkanischer Sklave unterhält unsere Reisenden von Fez und Marokko.

Das Signal zur Einschiffung wurde endlich gegeben. Alles eilte nunmehr aus der Stadt dem Hafen zu, und begab sich an den Bord seines Schiffes. Bald darauf wurden die Anker gelichtet, und unter donnerndem Kanonengeprassel von den Schiffen und vom Ufer, lief die Flotte aus dem Hafen. An dem großen Maste des Admiral-Schiffes wehete die vierekige Admiralsflagge; an dem Schiffe des Vizeadmirals war sie an dem Fokmast (dem vordern) und auf dem Kontraadmiralsschiffe auf dem Besahnmast (den hintern) aufgestekt. Alle andern Schiffe, führten auf dem Hintertheil die Flagge ihrer Nation; an den Masten aber weheten blose Wimpeln.

Wir durchschifften glüklich den Kanal. Plimouth und Falmouth ließen wir rechts auf der englischen Küste, Cherbourg und Brest, nebst den Inseln Jersei, Guernsei, Sark und Alderney links auf der französischen Seite liegen. Unsere Flotte durchflog, bei dem günstigen Wetter, die Bai von Biscaia, segelte wohlbehalten vor dem Kap Finisterrä an der Spanischen Küste vorbei,

ließ ganz Portugal links liegen, und steuerte nun, da wir auch das Kap St. Vincens an der äußersten Spize des Königreichs Algarve im Rüken hatten, muthig den Kanarischen Inseln entgegen.

Bald waren wir dem Königreich Fez und Marokko gegenüber. Ein Passagier auf unserm Schiffe, der sechs Jahre lang dort in der Sklaverei gelebt hatte, wußte viel von diesem Lande zu erzählen. Ein Seeräuber von Salee, einer befestigten Stadt an dem westlichen Ufer von Marokko, hatte sich seiner auf einer Seereise nach Sardinien bemächtiget, und ihn, nebst einigen andern seiner Unglüksgefährten, an den Kaiser verkauft, der ihn einem seiner Hofbedienten schenkte. Auf einer Lustfahrt zur See, welche der Hof anstellte, und wobei auch er zur Bedienung seines Herrn gebraucht wurde, hatten sie das Unglük — oder vielmehr das Glük — von einem Sturm überfallen, und in die hohe See verschlagen zu werden. Drei Tage lang irrten sie ohne Wasser und Lebensmittel umher; am vierten begegnete ihnen ein portugiesisches Schiff, nahm alle Marokkaner gefangen, und sezte ihn in Freiheit. Sein Name war Rodrigo. Er ging in der Folge nach England, und schiffte sich hier auf unserer Flotte nach Ostindien ein.

Mein

Mein Aufenthalt, erzählte er uns, war beinahe stets in der Stadt Marokko, der Residenz des Kaisers. Es liegt diese Stadt in einem schönen und großen Thale, zwischen den Gebirgsketten des Atlas. Oehl- und Palmbäume in Menge, verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt; desto öder aber sieht es in ihren Mauern aus, in welchen eingestürzte Häuser, und ungepflasterte, unreine mit todten Hunden, Kazen und andern Aesern angefüllte Straßen, einen traurigen Anblik gewähren. Schlangen, Skorpionen, Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer, haußt in den Wohnungen der Armen. Durch ungeheure Mauern sind die Gärten und das Schloß des Kaisers von den übrigen] Gebäuden abgesondert, die im ganzen kaum 20000 Menschen fassen, worunter ehedem auch dreitausend Judenfamilien gehörten, die nünmehr auf zweihundert geschmolzen sind. — Viel besser ist die Stadt Fez bevölkert, die 70,000 Einwohner, 500 Moskeen, 200 öffentliche Herbergen und viele Bäder und Hospitäler enthält. Auch die Straßen sind hier reiner als in der Stadt Marokko, weil Fez von mehreren Kanälen dnrchschnitten wird, und die Einwohner im ganzen mehr Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Eleganz haben. Man sieht daher in der Stadt auch viele große und schöne Häuser, und sogar einige

Bayerische Staatsbibliothek München

prächtige Gebäude, wie zum Beispiel die Kaufmannsbörse, und die große Moschee, welche mit ihren Kollegien über anderhalb englische Meilen im Umfang hat, Funfzehnhundert marmorne Pfeiler unterstüzen und tragen dieses schöne Gebäude, wo Unterricht in der Theologie, der Philosophie und in andern Wissenschaften ertheilt wird.

Die fleißigen und kunstreichen Einwohner von Fez, sind unabläßig mit ihren Manufakturen, ihren Gewerben, ihrem Handel beschäftiget. Sie arbeiten in Seide, Wolle, Stahl, wirken Flor, sehr schöne seidene Stoffe, bereiten vortrefflichen rothen Safran, verfertigen schöne mit Gold und Seide durchwirkte Gürtel, und versenden einen großen Theil aller dieser Waaren, in die benachbarten Staaten, besonders nach Oberguinea, wohin jährlich eine Karavane von sechzehn bis zwanzigtausend Kameelen geht, um Gold dagegen einzutauschen. Eine Menge Schwerdtfeger, Eisenschmiede, Tischler, Töpfer, Färber, die in unaufhörlicher Beschäftigung sind, dann das Gewühl der Kaufleute und Kameeltreiber, dieß alles zusammen genommen, macht Fez zu einer der lebhaftesten und angenehmsten Städte, und es ist zu verwundern, daß der Hof nicht lieber hier, als in dem traurigen Marokko seine Residenz aufschlägt.

Ehedem war Meknes oder Mekines der Aufenthalt des Kaisers, wo dessen Schloß mit seinen Gärten einen größeren Raum einnahm, als die ganze Stadt, die nicht mehr als zehentausend Einwohner enthält. Dem jezigen Kaiser wollte aber die dasige Gegend nicht behagen, und er zog die Stadt Marokko vor.

Oefters machten wir von Marokko aus, kleine Reisen nach Mogador, einer neuen Stadt, die auf einen Wink des Kaisers ganz von Christen, Juden und Mauren auferbaut wurde. Im Jahr 1765 sah man hier nichts als die Trümmer einiger alten Gemäuer. Auf einmal erhielten alle christlichen Kaufleute, die sich in der Gegend aufhielten, den Befehl, daß jeder ein großes Haus von gehauenen Steinen hier aufbauen sollte; würden sie dieses Gebot nicht augenbliklich erfüllen, so sollte sogleich der Friede mit ihren Nationen aufgehoben, und sie alle zu Sklaven gemacht werden. Ein gleicher Befehl erging an die reichsten Juden und Mauren im Lande. Alle fürchteten sich vor der Drohung des Sultans, der despotisch über die Bewohner seines Reiches herrscht; es wurde sogleich Anstalt zu dem Bau gemacht, und in wenig Jahren stand eine schöne Stadt an der Stelle der alten Ruinen.

Nur zwei karge Handelsleute wagten es, sich dem Willen des Kaisers zu widersezen. Sie äußerten sehr laut ihre Unzufriedenheit, und schrieen wider den Despotismus des Sultans. Augenbliklich wurden sie arretirt, und zur Strafe für ihre Vermessenheit verurtheilt, von den Löwen zerrissen zu werden. Alle Vorstellungen ihrer schüchternen Freunde gegen dieses strenge Urtheil, waren vergeblich. In der Nähe der Stadt Marokko, gegen die Gebirge hin, ist eine furchtbare Löwengrube angelegt, in welcher die größten und grimmigsten dieser Thiere verwahrt werden. Sie ist in zwei ungeheure Kammern abgetheilt, und läßt sich nur von oben öffen. Juden sind zu Wächtern über dieselben gesezt, und als Wärter der Thiere bestellt. Ihnen allein liegt die Sorge ob, die Löwen zu füttern und die gefährliche Grube zu reinigen. Soll lezteres geschehen, so loken sie durch frisches Futter alle Löwen in Eine Abtheilung, verrammeln schnell die Thür, welche die beiden Kammern trennt, und reinigen das eine Loch, während die Thiere auf der andern Seite mit ihrem Fraß beschäftiget sind.

Soll nun ein Missethäter den Löwen vorgeworfen und von ihnen zerrissen werden, so bekommen die grimmigen Thiere mehrere Tage lang kein Futter. Von Hunger gequält fallen sie dann mit dop-

peltem Gerimm über den Unglüklichen her, und zerfleischen ihn in einem Augenblik.

Dieß war auch das betrübte Schiksal der beiden unbedachtsamen Kaufleute. Sie sanken in Ohnmacht, bei dem Anblik der hungrigen Ungeheuer, die ihnen mit funkelnden Augen entgegen brüllten; sie baten; sie fleheten: Alles war umsonst. Ohne Gnade würden sie in die fürchterliche Grube hinabgestoßen; man hörte noch einige Minuten lang das klägliche Schmerz-Geschrei, das sie unter den Klauen und Zähnen der grimmigen Thiere ausstießen, man sahe, wie diese bei jeder Bewegung aufs neue wüthend über sie her fielen, und ihren Körper stükweise auffraßen, ehe sie noch ganz den Geist aufgegeben hatten; aber niemand wollte, niemand konnte sie mehr retten. — Bald war von ihren Leichnamen nichts übrig als die Knochen, und die behaarten Schädel.

Der eine von diesen Unglüklichen war unlängst aus Tetuan, der andere aus Tanger, zweien Marokkanischen Städten, auf der nördlichen Küste des Reichs, nach Marokko gekommen. Keiner hätte sich von dem schreklichen Schiksal träumen lassen, das seiner wartete.

Die Freunde dieser beiden Männer hatten kein Geld gespart, die Juden, welche über die Löwengruben gesezt waren, zu bestechen, und die Armen zu

retten. Keiner wollte ein Geschenk annehmen, und den Zorn des Sultans auf sich laden. In andern Fällen wird zwar mancher Unglükliche dem grausamen Tod entzogen, wenn es ihm nicht an Mitteln fehlt, sein Leben zu erkaufen. Wollen die Aufseher ihm durchhelfen, so überfüttern sie den Tag vorher die Löwen, und lassen behutsam den Verbrecher zu ihnen hinab. Werden die Thiere nun nicht durch besondere Umstände gereizt, so bleibt der Fremdling unter ihnen unbeschädiget, und hat er glüklich die Nacht überstanden, so hält es selten schwer, von dem Kaiser, gegen eine ansehnliche Summe, seine Gnade zu erlangen. Ein Mauer aus Tafilet, einer Stadt östlich von Marrokko, hatte zu meiner Zeit das Glük, auf solche Art sein Leben zu retten. Zwölf bange Stunden wurden aber von ihm unter diesen Thieren, in immerwährender Todesangst, hingebracht.

Der Kaiser von Marokko herrscht, wie gesagt, despotisch über seine Unterthanen; er kennt kein anderes Gesez als seinen Willen. Das Glük und Unglük der Marokaner, hängt also ganz von dem Charakter ihres Regenten ab: Ist er von Natur sanft, menschlich, mitleidig: wohl ihnen. Desto mehr sind sie aber zu beklagen, wenn er von grausamer Gemüthsart ist, und Gefallen an Plündern und Blutvergießen findet: denn niemand ist alsdann seines

Lebens und Vermögens sicher: am allerwenigsten aber die Großen des Reichs.

Die Küsten von Marokko werden von Mauern, schönen wohlgebildeten nicht schwarzen Leuten, bewohnt. Im Innern wohnen Araber und Barbaren, (so nennt man den Rest der alten Bewohner von Marokko, die jezt herum ziehende räuberische Horden bilden.) Nächstdem halten sich in den Marokkanischen Staaten viele freie und nicht freie Neger, auch Juden und Christen auf, die bisweilen sogar zu Staatsämtern gelangen. Ein Jud, Samuel Sambul, war selbst vor einigen zwanzig Jahren erster Minister des Sultans.

Die Christensklaven werden in Marokko weit besser gehalten, als in den übrigen Raubstaaten. Ich spreche hier aus Erfahrung. Ich wurde nicht schlechter behandelt, als in Europa ein Bedienter in einem guten Hause. In Algier werden die Sklaven, ohne Unterschied, an Türken, Mauern und Juden verkauft; in Marokko dürfen sie nur an den Sultan allein abgegeben werden, der seinen Hofbeamten einen Theil zu ihrer Bedienung überläßt. Sobald die Gefangenen dem Kaiser vorgestellt worden sind, werden sie sämtlich in die Judenstadt einquartirt, (so nennt man eine Abtheilung der Stadt Marokko). Hier bekommen sie täglich vier Schillinge zu ihrer

von Schlitten, der auf dem Gebälke, welches stark mit Fett bestrichen wird, erst langsam, dann immer schneller, und am Ende mit Blizesschnelligkeit, hinabgleitet. Das Hintertheil des Schiffes, welches immer der See zugekehrt ist, fährt von dem abschüssigen Gebälke aus tief in das Wasser, wird aber bald in demselben wieder gehoben, und nun schwimmt es stolz auf dem Elemente, das nie wieder von ihm verlassen werden soll.

Eine große Volksmenge war bei dieser Feierlichkeit zugegen, und sobald die Stüzen weggenommen wurden, welche das Schiff auf dem Stapel (dem Gerüste) zurükhielten, und es seinen Lauf nach dem Wasser begann, erhob sich von allen Seiten ein lautes Jubelgeschrei. Eine große Menge Menschen standen oben auf dem Verdek, und fuhren mit ihm in das Meer; die meisten aber stürzten, zum großen Vergnügen der Zuschauer, über einander hin, so bald das Schiff durch das Wasser in seinem schnellen Lauf gehemmt wurde.

Alle Schiffe werden aber nicht auf dem Stapel, sondern in sogenannten Doken gebaut.

Diese Doken sind ein eingemauerter Raum in einem Hafen, welcher das Schiff rings herum umgibt. In diesem Raum, der durch Schleußen mit dem Meer in Verbindung steht, wird, wie in einem

großen Hofe, das Schiff ganz nach allen seinen Theilen zusammen gesezt und vollendet. Ist es nun ganz fertig, so werden die Schleusenthüren geöffnet, das Wasser tritt in die Doke, hebt bei der hohen Fluth das Schiff, und führt es in den Hafen.

Die Masten werden aber nicht eher in das Schiff eingesezt, als bis es wogt.

Die Mastbäume zimmert man gewöhnlich aus Tannen- oder Fichtenholz. Bei großen Schiffen sind sie aber so hoch, daß auch die höchsten Bäume nicht hinreichend seyn würden, wenn man sie aus einem Stüke machen wollte. Und wäre dieß auch möglich, so würde es doch nicht rathsam seyn; denn würde in einem Sturm die Spize des Mastes abgeknikt, so wäre ja der ganze Mast unbrauchbar, und bei schwerem Wetter könnte man ihn auf keine Weise niedriger machen, um dadurch die Gewalt des Windes zu mäßigen: Sehr leicht könnte also in Stürmen das Schiff mit seinen hohen Masten umschlagen, und ohne Rettung verloren gehen: Der Schwierigkeit bei der Aufrichtung so hoher Bäume gar nicht zu gedenken. — Man sezt also den Mast aus zweien, und auf großen Schiffen aus drei übereinander gesezten Stüken zusammen, wovon die beiden obersten beweglich sind und Stengen heißen.

Der unterste Theil des Mastes ist der dikste. Auf großen Kriegsschiffen hat derselbe mehr als anderhalb Ellen im Durchmesser. Von einer so großen Dike werden selten Bäume gefunden. Es müssen daher wieder mehrere Stämme zusammengesezt werden, um den Masten unten die gehörige Stärke zu geben, und das thut man um so lieber, da ein solcher zusammengesezter Mast für viel dauerhafter gehalten wird, als wenn er blos aus einem Stük wäre, weil man von der Güte der zusammengefügten Hölzer, durch das Zuhauen sich völlig überzeugen kann: Da sich hingegen in dem Innern eines so diken Baumes oft schlechte Stellen befinden, die man nicht leicht gewahr wird. — Ein großer z. B. einige funfzig Ellen hoher Mast, besteht unten aus sieben ja auch neun Stüken, die alle sorgfältig in einander verzahnt, und mit starken eisernen Bändern umgeben werden. — Der hintere oder Besahnmast allein, besteht gemeiniglich nur aus einem einzigen Stük, weil er nicht so dik ist, als die andern.

Sind die Masten völlig fertig, so werden sie mit einem Mastenkrahn in das Schiff gesezt.

Sie werden nämlich an einem hohen Gerüste, oder an einem Thurm, der hart an dem Ufer steht, und oben ein Gebälke hat, das sich über das Wasser vorneigt, in die Höhe gewunden, und in das

Schiff, das an den Fuß des Thurmes angelegt wird, eingehoben. Der Fuß des Mastes wird in seine Spuhr, das heißt in die dazu gemachte Vertiefung, in dem untern Grundgebälke (dem Kielschwein) eingesezt; der obere Theil aber durch eine Menge Taue, theils an den Seiten des Schiffes, theils vorne und hinten befestiget. — Dann kommt die Reihe an die angesezten Verlängerungen, Stengen genannt, die ebenfalls mit jener Maschine eingehoben, und mit Tauen wohl befestiget werden. — Quer an den Masten schweben nun bekanntlich die Rahen, in der gemeinen Sprache Segelstangen genannt, und an diesen die Segel.

Wenn aber den Masten, den Rahen und Segeln, in welche der Wind oft mit so großer Gewalt stürmt, nicht unten auf dem Schiffsboden durch eine Gegenlage das Gleichgewicht gehalten würde, so wäre das Fahrzeug in Gefahr, jeden Augenblik umgestürzt zu werden. Man beschwert es daher mit Ballast, das heißt mit Steinen, altem Eisen, unbrauchbaren Kanonen, die man in den untern Raum legt; auch verwahrt man in dem untersten Theil des Schiffes, die Wasser- Wein- Brandweinfässer, die schwersten Schiffstaue, und so weiter. Verständige Schiffer sind aber besorgt, das Schiff auch in der Mitte hinlänglich zu beschweren, weil es sonst bei stürmischem

Wetter allzuheftig hin und her wankt, welches man in der Seesprache schlingern nennt. Dieses Schlingern aber ist einem Fahrzeug ungemein nachtheilig, denn in allen seinen Theilen wird es dadurch erschüttert und loker gemacht.

Zur Beschwerung der Schiffe in der mittlern Gegend, dienen bei einem Kauffahrdeischiffe vorzüglich die Kaufmannswaaren, welche zwischen die Verdeke gestauet, daß heißt geschichtet, werden; bei einem Kriegsschiffe aber das Geschüz.

Es gibt Kriegsschiffe von 20 bis 120 Kanonen. Führen sie über funfzig Kanonen, so nennt man sie Linienschiffe, weil sie sich bei einem Seetreffen in die Linie der Schlachtordnung stellen. Die größten haben über achthnndert Mann Besazung, Schiffe von funfzig Kononen, führen aber nicht mehr als dreihundert und funfzig Mann. Unter funfzig Kanonen heißen solche Kriegsschiffe Fregatten. Linienschiffe haben gewöhnlich in der untern Kanonenreihe, lauter Vierundzwanzigpfünder, daß heißt Stüke, die Kugeln von vier und zwanzig Pfunden schießen. — Gute Segel, ein vortreffliches Steuerruder, und ein richtiges Verhältniß zwischen dem Vorder- und Hintertheil, sind die Haupterfordernisse bei einem Kriegsschiffe, denn wie wollte es sonst mit Leichtigkeit ein fliehendes Schiff verfolgen, oder

einem überlegenen Feind entgehen, wie wollte es sich in einem Seetreffen schnell genug wenden, und das Stampfen* in Stürmen vermeiden?

Eben um jene Zeit lag eine ganze Flotte Kriegsschiffe zum Absegeln bereit. Sie sollten eine Handlungsflotte, bis um das Vorgebirge der guten Hofnung herum auf dem Weg nach Ostindien begleiten. Mit diesen Schiffen gedachten auch Emmerich und ich unsere weitere Reise nach Madras fortzusezen. Wir machten daher unsern Akkord mit einem Ostindienfahrer, und ließen unser Gepäke an den Bord seines Schiffes bringen.

Die Zeit unserer Abfahrt hing von dem Winde ab. Wir mußten dem Signal dazu jeden Augenblik entgegen sehen. Die wenigen Tage, welche ich noch vor mir hatte, benuzte ich zur Besichtigung der Vorrathshäuser. Man zeigte uns in denselben eine ungeheure Menge Segeln, Tauwerk, Hanf, Flachs, Theer, Pech, Harz, Oehl, zusammengerollte Ankertaue, zubereitete und unzubereitete Strike (Taue), Eisenstangen, Oefen, gegosseue Töpfe, allerlei Ku-

* Man sagt von einem Schiff es stampfe, wenn es, wie die Walzen an einer Wiege, bald mit dem Vordertheil, bald mit dem Hintertheil aufstößt, oder auf dem Steuer aufliegt.

chengeräthe: Kurz, alles was zur Ausrüstung eines Schiffes nöthig ist. Alles lag in solcher Ordnung, daß man es augenbliklich finden und herausholen konnte. Jede Art von Vorräthen, hatte ihre besondere Aufseher, welcher Rechnung darüber zu führen, und sie auf das schnellste an die königlichen Schiffe abzuliefern hatten. In wenigen Wochen können daher die größten Fahrzeuge vollkommen ausgerüstet seyn.

In besondern Häusern wurde der Masten-Vorrath aufbewahrt. In der Schmiede befanden sich über zwanzig Essen. Es wurden hier Anker geschmiedet, wovon einige über 8000 Pfund wogen. In dem Seilerhaus aber sah ich Kabeltaue verfertigten, die 120 Klafter lang und 22 Zoll stark waren.

Des Nachts wurden diese sämmtlichen Vorrathshäuser von Wächtern bewacht, wovon jedem sein besonderer Posten angewiesen war. Sie hatten über dem Kopf eine Gloke, womit sie nach der Reihe die Stunden, halbe und Viertelstunden anschlugen, auch Lärm machten, wenn etwa Feuersgefahr entstand. Alle Nacht fuhr auch im Hafen ein Wachtboot umher, um zu untersuchen, ob sämtliche Schildwachen auf den Schiffen munter seyen, und keine Unordnung vorginge.

XV.

Die Flotte segelt aus Portsmouth ab. Ein ehemaliger Marokkanischer Sklave unterhält unsere Reisenden von Fez und Marokko.

Das Signal zur Einschiffung wurde endlich gegeben. Alles eilte nunmehr aus der Stadt dem Hafen zu, und begab sich an den Bord seines Schiffes. Bald darauf wurden die Anker gelichtet, und unter donnerndem Kanonengeprassel von den Schiffen und vom Ufer, lief die Flotte aus dem Hafen. An dem großen Maste des Admiral-Schiffes wehete die vierekige Admiralsflagge; an dem Schiffe des Vizeadmirals war sie an dem Fokmast (dem vordern) und auf dem Kontraadmiralsschiffe auf dem Besahnmast (den hintern) aufgestekt. Alle andern Schiffe, führten auf dem Hintertheil die Flagge ihrer Nation; an den Masten aber weheten blose Wimpeln.

Wir durchschifften glüklich den Kanal. Plimouth und Falmouth ließen wir rechts auf der englischen Küste, Cherbourg und Brest, nebst den Inseln Jersei, Guernsei, Sark und Alderney links auf der französischen Seite liegen. Unsere Flotte durchflog, bei dem günstigen Wetter, die Bai von Biscaia, segelte wohlbehalten vor dem Kap Finisterrä an der Spanischen Küste vorbei,

ließ ganz Portugal links liegen, und steuerte nun, da wir auch das Kap St. Vincens an der äußersten Spize des Königreichs Algarve im Rüken hatten, muthig den Kanarischen Inseln entgegen.

Bald waren wir dem Königreich Fez und Marokko gegenüber. Ein Passagier auf unserm Schiffe, der sechs Jahre lang dort in der Sklaverei gelebt hatte, wußte viel von diesem Lande zu erzählen. Ein Seeräuber von Salee, einer befestigten Stadt an dem westlichen Ufer von Marokko, hatte sich seiner auf einer Seereise nach Sardinien bemächtiget, und ihn, nebst einigen andern seiner Unglüksgefährten, an den Kaiser verkauft, der ihn einem seiner Hofbedienten schenkte. Auf einer Lustfahrt zur See, welche der Hof anstellte, und wobei auch er zur Bedienung seines Herrn gebraucht wurde, hatten sie das Unglük — oder vielmehr das Glük — von einem Sturm überfallen, und in die hohe See verschlagen zu werden. Drei Tage lang irrten sie ohne Wasser und Lebensmittel umher; am vierten begegnete ihnen ein portugiesisches Schiff, nahm alle Marokkaner gefangen, und sezte ihn in Freiheit. Sein Name war Rodrigo. Er ging in der Folge nach England, und schiffte sich hier auf unserer Flotte nach Ostindien ein.

Mein Aufenthalt, erzählte er uns, war beinahe stets in der Stadt Marokko, der Residenz des Kaisers. Es liegt diese Stadt in einem schönen und großen Thale, zwischen den Gebirgsketten des Atlas. Oehl- und Palmbäume in Menge, verschönern die reizenden Umgebungen der Stadt; desto öder aber sieht es in ihren Mauern aus, in welchen eingestürzte Häuser, und ungepflasterte, unreine mit todten Hunden, Kazen und andern Aesern angefüllte Straßen, einen traurigen Anblik gewähren. Schlangen, Skorpionen, Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer, haußt in den Wohnungen der Armen. Durch ungeheure Mauern sind die Gärten und das Schloß des Kaisers von den übrigen Gebäuden abgesondert, die im ganzen kaum 20000 Menschen fassen, worunter ehedem auch dreitausend Judenfamilien gehörten, die nunmehr auf zweihundert geschmolzen sind. — Viel besser ist die Stadt Fez bevölkert, die 70,000 Einwohner, 500 Moskeen, 200 öffentliche Herbergen und viele Bäder und Hospitäler enthält. Auch die Straßen sind hier reiner als in der Stadt Marokko, weil Fez von mehreren Kanälen dnrchschnitten wird, und die Einwohner im ganzen mehr Sinn für Ordnung, Reinlichkeit und Eleganz haben. Man sieht daher in der Stadt auch viele große und schöne Häuser, und sogar einige

Bayerische Staatsbibliothek München

prächtige Gebäude, wie zum Beispiel die Kaufmannsbörse, und die große Moschee, welche mit ihren Kollegien über anderhalb englische Meilen im Umfang hat, Funfzehnhundert marmorne Pfeiler unterstützen und tragen dieses schöne Gebäude, wo Unterricht in der Theologie, der Philosophie und in andern Wissenschaften ertheilt wird.

Die fleißigen und kunstreichen Einwohner von Fez, sind unablässig mit ihren Manufakturen, ihren Gewerben, ihrem Handel beschäftiget. Sie arbeiten in Seide, Wolle, Stahl, wirken Flor, sehr schöne seidene Stoffe, bereiten vortrefflichen rothen Safran, verfertigen schöne mit Gold und Seide durchwirkte Gürtel, und versenden einen großen Theil aller dieser Waaren, in die benachbarten Staaten, besonders nach Oberguinea, wohin jährlich eine Karavane von sechzehn bis zwanzigtausend Kameelen geht, um Gold dagegen einzutauschen. Eine Menge Schwerdtfeger, Eisenschmiede, Tischler, Töpfer, Färber, die in unaufhörlicher Beschäftigung sind, dann das Gewühl der Kaufleute und Kameeltreiber, dieß alles zusammen genommen, macht Fez zu einer der lebhaftesten und angenehmsten Städte, und es ist zu verwundern, daß der Hof nicht lieber hier, als in dem traurigen Marokko seine Residenz aufschlägt.

Ehedem war Meknes oder Mekines der Aufenthalt des Kaisers, wo dessen Schloß mit seinen Gärten einen größeren Raum einnahm, als die ganze Stadt, die nicht mehr als zehentausend Einwohner enthält. Dem jezigen Kaiser wollte aber die dasige Gegend nicht behagen, und er zog die Stadt Marokko vor.

Oefters machten wir von Marokko aus, kleine Reisen nach Mogador, einer neuen Stadt, die auf einen Wink des Kaisers ganz von Christen, Juden und Mauren auferbaut wurde. Im Jahr 1765 sah man hier nichts als die Trümmer einiger alten Gemäuer. Auf einmal erhielten alle christlichen Kaufleute, die sich in der Gegend aufhielten, den Befehl, daß jeder ein großes Haus von gehauenen Steinen hier aufbauen sollte; würden sie dieses Gebot nicht augenbliklich erfüllen, so sollte sogleich der Friede mit ihren Nationen aufgehoben, und sie alle zu Sklaven gemacht werden. Ein gleicher Befehl erging an die reichsten Juden und Mauren im Lande. Alle fürchteten sich vor der Drohung des Sultans, der despotisch über die Bewohner seines Reiches herrscht; es wurde sogleich Anstalt zu dem Bau gemacht, und in wenig Jahren stand eine schöne Stadt an der Stelle der alten Ruinen.

Nur zwei karge Handelsleute wagten es, sich dem Willen des Kaisers zu widersezen. Sie äußerten sehr laut ihre Unzufriedenheit, und schrieen wider den Despotismus des Sultans. Augenbliklich wurden sie arretirt, und zur Strafe für ihre Vermessenheit verurtheilt, von den Löwen zerrissen zu werden. Alle Vorstellungen ihrer schüchternen Freunde gegen dieses strenge Urtheil, waren vergeblich. In der Nähe der Stadt Marokko, gegen die Gebirge hin, ist eine furchtbare Löwengrube angelegt, in welcher die größten und grimmigsten dieser Thiere verwahrt werden. Sie ist in zwei ungeheure Kammern abgetheilt, und läßt sich nur von oben öffen. Juden sind zu Wächtern über dieselben gesezt, und als Wärter der Thiere bestellt. Ihnen allein liegt die Sorge ob, die Löwen zu füttern und die gefährliche Grube zu reinigen. Soll lezteres geschehen, so loken sie durch frisches Futter alle Löwen in Eine Abtheilung, verrammeln schnell die Thür, welche die beiden Kammern trennt, und reinigen das eine Loch, während die Thiere auf der andern Seite mit ihrem Fraß beschäftiget sind.

Soll nun ein Missethäter den Löwen vorgeworfen und von ihnen zerrissen werden, so bekommen die grimmigen Thiere mehrere Tage lang kein Futter. Von Hunger gequält fallen sie dann mit dop-

peltem Gerimm über den Unglüklichen her, und zerfleischen ihn in einem Augenblik.

Dieß war auch das betrübte Schiksal der beiden unbedachtsamen Kaufleute. Sie sanken in Ohnmacht, bei dem Anblik der hungrigen Ungeheuer, die ihnen mit funkelnden Augen entgegen brüllten; sie baten; sie fleheten: Alles war umsonst. Ohne Gnade wurden sie in die fürchterliche Grube hinabgestoßen; man hörte noch einige Minuten lang das klägliche Schmerz-Geschrei, das sie unter den Klauen und Zähnen der grimmigen Thiere ausstießen, man sahe, wie diese bei jeder Bewegung aufs neue wüthend über sie her fielen, und ihren Körper stükweise auffraßen, ehe sie noch ganz den Geist aufgegeben hatten; aber niemand wollte, niemand konnte sie mehr retten. — Bald war von ihren Leichnamen nichts übrig als die Knochen, und die behaarten Schädel.

Der eine von diesen Unglüklichen war unlängst aus Tetuan, der andere aus Tanger, zweien Marokkanischen Städten, auf der nördlichen Küste des Reichs, nach Marokko gekommen. Keiner hätte sich von dem schreklichen Schiksal träumen lassen, das seiner wartete.

Die Freunde dieser beiden Männer hatten kein Geld gespart, die Juden, welche über die Löwengruben gesezt waren, zu bestechen, und die Armen zu

retten. Keiner wollte ein Geschenk annehmen, und den Zorn des Sultans auf sich laden. In andern Fällen wird zwar mancher Unglükliche dem grausamen Tod entzogen, wenn es ihm nicht an Mitteln fehlt, sein Leben zu erkaufen. Wollen die Aufseher ihm durchhelfen, so überfüttern sie den Tag vorher die Löwen, und lassen behutsam den Verbrecher zu ihnen hinab. Werden die Thiere nun nicht durch besondere Umstände gereizt, so bleibt der Fremdling unter ihnen unbeschädiget, und hat er glüklich die Nacht überstanden, so hält es selten schwer, von dem Kaiser, gegen eine ansehnliche Summe, seine Gnade zu erlangen. Ein Mauer aus Tafilet, einer Stadt östlich von Marrokko, hatte zu meiner Zeit das Glük, auf solche Art sein Leben zu retten. Zwölf bange Stunden wurden aber von ihm unter diesen Thieren, in immerwährender Todesangst, hingebracht.

Der Kaiser von Marokko herrscht, wie gesagt, despotisch über seine Unterthanen; er kennt kein anderes Gesez als seinen Willen. Das Glük und Unglük der Marokaner, hängt also ganz von dem Charakter ihres Regenten ab: Ist er von Natur sanft, menschlich, mitleidig: wohl ihnen. Desto mehr sind sie aber zu beklagen, wenn er von grausamer Gemüthsart ist, und Gefallen an Plündern und Blutvergießen findet: denn niemand ist alsdann seines

Lebens und Vermögens sicher: am allerwenigsten aber die Großen des Reichs.

Die Küsten von Marokko werden von Mauern, schönen wohlgebildeten nicht schwarzen Leuten, bewohnt. Im Innern wohnen Araber und Barbaren, (so nennt man den Rest der alten Bewohner von Marokko, die jezt herum ziehende räuberische Horden bilden.) Nächstdem halten sich in den Marokkanischen Staaten viele freie und nicht freie Neger, auch Juden und Christen auf, die bisweilen sogar zu Staatsämtern gelangen. Ein Jud, Samuel Sambul, war selbst vor einigen zwanzig Jahren erster Minister des Sultans.

Die Christensklaven werden in Marokko weit besser gehalten, als in den übrigen Raubstaaten. Ich spreche hier aus Erfahrung. Ich wurde nicht schlechter behandelt, als in Europa ein Bedienter in einem guten Hause. In Algier werden die Sklaven, ohne Unterschied, an Türken, Mauern und Juden verkauft; in Marokko dürfen sie nur an den Sultan allein abgegeben werden, der seinen Hofbeamten einen Theil zu ihrer Bedienung überläßt. Sobald die Gefangenen dem Kaiser vorgestellt worden sind, werden sie sämtlich in die Judenstadt einquartirt, (so nennt man eine Abtheilung der Stadt Marokko). Hier bekommen sie täglich vier Schillinge zu ihrer

Beköstigung, wovon sie ganz wohl leben können. Ihre Arbeit besteht theils in dem Gartenbau, theils in der Verpflegung der Pferde, theils in Handarbeiten bei einem öffentlichen Gebäude. Officiere, Steuerleute und Frauenzimmer verschont man gänzlich mit solchen Geschäften, oder man gebraucht sie — wie es auch bei mir der Fall war — als Bediente. Will ein Sklave auf die vier Schillinge zu seinem Unterhalt Verzicht leisten, so kann er zu Haus bleiben, und vornehmen was er will. Viele Christensklaven werden daher Wein und Brandweinwirthe.

So wenig ich mich über meine Sklaverei in Marokko zu beklagen hatte, so froh war ich doch, als ich durch den Ihnen schon bekannten glüklichen Zufall wieder daraus befreit wurde. Oft weilen indessen meine Gedanken in diesem gesegneten Land, das unter einer andern Regierung, die den Akerbau mehr begünstigte, und der Betriebsamkeit der Einwohner eifriger zu Hülfe käme, eines der reichsten und glüklichsten werden könnte. Allenthalben fühlt man aber hier die schwere Hand des Despotismus, und an den eingestürzten Häusern, und den elenden Hütten in der Residenzstadt Marokko, sind die Spuren desselben nur allzusichtbar.

XIV.

Der Haifisch. Die Wasserhose. Ankunft auf den Kanarischen Inseln. Schilderung derselben.

Bei immer anhaltenden günstigen Winde, flogen unsere Schiffe den Kanarischen Inseln zu. Alles Schiffsvolk war zur Freude gestimmt. Ein Theil derselben machte Musik, ein anderer Theil führte auf dem Verdeke, zum großen Vergnügen aller Zuschauer, kleine lustige Possenspiele auf; noch andere vertrieben sich die Zeit mit Fischen.

Bald aber nahmen diese Lustbarkeiten ein tragisches Ende. Zwei junge Matrosen boxten sich auf dem Verdek. Je mehr ihnen die Anwesenden Beifall zuriefen, desto muthiger, desto hiziger und unbedachtsamer wurden sie. Vergebens wurden sie gewarnt: Sie kamen mit ihrer Balgerei dem Rand des Verdekes immer näher, und stürzten beide in das Wasser.

Das Schiff segelte schnell vorwärts; es war schwer sie zu retten. Indessen wurde eiligst ein Boot ausgesezt, und einige Segel eingezogen. Die beiden Boxer waren gute Schwimmer; sie erhielten sich daher nicht nur anfangs ganz leicht über dem Wasser, sondern ruderten auch aus allen Kräfte dem Schiffe nach. Noch waren sie nicht ganz erschöpft, als ihnen zu ihrer großen Freude das Boot entgegen

kam. Der erste Matrose wurde glüklich eingenommen: In dem Augenblik aber, da man auch dem zweiten die Hand reichte, um ihm herauf zu helfen; fuhr ein ungeheurer Haifisch aus dem Wasser, und biß dem unglüklichen Jüngling, auf einen Biß, beide Beine ab. Unsere ganze Mannschaft war Zeuge von diesem tragischen Vorfall, und hörte das Jammergeschrei des Verwundeten. Alle Herzen wurden mit Entsezen erfüllt, zumal da das Ungeheuer noch nicht gesättiget schien, sondern aufs neue aus dem Wasser hervor sprang, und den Ueberrest seiner Beute abholen wollte. Allein die unersättliche Gefräßigkeit des Unthiers war sein Verderben. Es wurde ihm von dem Schiff aus ein großes Stük Fleisch, an einem spizigen Haaken, gleich einer Angel gestaltet, zugeworfen: Der Hai biß sogleich an; das Eisen blieb ihm im Rachen hangen, und mit Hülfe eines starken Seils, wurde er an das Schiff herangezogen. Lange widerstand er unseren Flintenkugeln und Lanzen; am Ende aber blieben wir Herr über ihn, und er erlag unter unzählichen Stichen.

Sobald wir von seinem Tode ganz überzeugt waren, wurde ihm der Leib geöfnet, und es fanden sich in seinem Magen die beiden Beine unsers unglüklichen Reisegefährten. Durch die Geschiklichkeit

des Schiffswundarztes, wurde dem Armen vor der Hand das Leben gerettet; viel erwünschter wäre ihm aber der Tod gewesen, den er in der Folge wirklich noch in den Wellen fand.

Nur wenig fehlte, so wäre mit ihm gleich in den ersten Tagen nach diesem Vorfall, unser ganzes Schiff in den Abgrund versenkt worden. Auf der Höhe von Porto Santo, einer der Kanarischen Inseln, zog sich schnell, ganz in der Nähe unserer Flotte, ein schwarzes fürchterliches Gewölk zusammen. Alles wurde finster um uns her, und ein Theil der Wolken senkte sich immer tiefer gegen das Meer herab, bis sie endlich, in der Gestalt eines Trichters, die Wasserfläche erreichten. Jezt entstand nach und nach ein brausen, das immer stärker und stärker wurde. Auf mehr als hundert Schritte gerieth das Meer in Bewegung, und strömte unruhig der Wolke zu. Wir waren diesem Wirbel so nahe, daß der Steuermann alle Mühe hatte, das Schiff davon abzuhalten. Wäre es von dem Zug ergriffen worden, so würde es ohne Rettung verloren gewesen seyn. — Man nennt diese auf der See nicht sehr seltene Erscheinung, eine Wasserhose oder einen Seedrachen. — Es wird durch das Trichterförmige Gewölke das Seewasser mit Macht oft Stunden lang in die Luft gepumpt,

und so sammelt sich dort allmählig eine solche Wassermasse, daß endlich die Wolke bersten muß. Wir sahen aus der Ferne, wie sich die Wasserhose nach und nach füllte und immer schwerer wurde. Neugierig warteten wir den Augenblik ab, in welchem sie sich ausleeren würde. Dieser Zeitpunkt erschien endlich. Das Meer wurde ruhiger, und endlich ganz stille und glatt; die Finsterniß über uns nahm hingegen immer mehr zu. Plözlich wurde nach einigen Minuten die ängstliche Stille durch ein betäubendes Plätschern unterbrochen. Die Wolke war geborsten, und Wassergüsse stürzten nun mit einer Gewalt herab, von welcher der ungestümmeste Plazregen nur einen sehr schwachen Begriff gibt. Unser Schiff befand sich über eine Stunde Weges von dem Trichter, und dennoch wurde es so überschwemmt, daß das Wasser mit Kübeln von dem Verdek weggeschöpft werden mußte. Ein anderes Fahrzeug von unserer Flotte, das dem Phänomen um ein bedeutendes näher war, wäre beinahe gesunken.

Es läßt sich nicht wohl erklären, wie diese Wasserhosen entstehen. Sie sind nicht immer von gleicher Stärke und gleicher Gestalt, denn oft ist der Trichter ganz gerade; oft ist er wieder gewunden. Für die Seefahrer sind sie aber stets eine gefährliche Erscheinung, und wenn sie das Land erreichen,

wo ihnen nicht auszuweichen ist, so richten sie in den Feldern und Gebäuden schrekliche Verwüstungen an.

Wir erreichten bald nach dieser neuüberstandenen Gefahr, glüklich die Kanarischen Inseln, und legten uns auf die Rhede von Funchal, der Hauptstadt der Insel Madeira vor Anker.

Madeira liegt unter einem sehr glüklichen Himmelsstrich; es herrscht hier ein ewiger Frühling; und so schlecht auch der Boden angebaut wird, so reichlich spendet er doch seinen trägen Bewohnern Früchte aller Art. Honig, Wachs, Zuker und besonders vortrefflichen Wein, hat man da in Ueberfluß. Von den ehemals so berühmten Zukerplantagen sind aber viele eingegangen.

Der Madeirawein ist weltberühmt. Man hat auf der Insel viererlei Gattungen von Trauben, die aus Kandia, einer Insel im griechischen Archipelagus, dahin verpflanzt wurden, und aus welchen man eben so viele Sorten Wein erhält, wovon der beste Malvasier von Madeira genennt wird. — Vor vielem andern Weinen hat der Madeira besonders diesen Vorzug, daß ihn die Sonnenhize verbessert und noch süßer und geistiger macht. Man öffnet zu dem Ende das Spundloch, und sezt ihn der freien Luft aus. Um die Gährung zu befördern,

werden gewisse Steine, Jeß genannt, zermalmt, gebrannt, und in die Fässer geworfen. Ein Jahr in das andere gerechnet, werden auf Madeira jährlich ungefähr 20,000 Pipen Wein gebaut, die Pipe zu 400 Maas gerechnet. Davon werden achttausend Pipen auf der Insel vertrunken, drei bis viertausend gehen verloren, und das übrige kommt in den Handel.

Wir nahmen zu Madeira eine bedeutende Ladung Wein ein; unsere übrigen Schiffs-Bedürfnisse konnten wir uns aber hier nicht in der nöthigen Menge verschaffen; es wurde daher beschlossen, sie vollends zu Teneriffa zu ergänzen. Nichts war mir erwünschter als dieser Plan, denn nun hatte ich Hofnung, den weltberühmten Piko daselbst zu sehen und zu ersteigen.

Wir brachen auf und erreichten in wenigen Tagen diese Insel, wo wir auf der Rhede von Santa-Cruz wieder vor Anker gingen.

Noch an eben demselben Abend besuchte uns der Hafen-Kapitain, und wir erhielten die Erlaubnis, Wasser und alle Erfrischungen einzunehmen, die auf der Insel zu haben wären. Von nun an erhielt die Schiffsmannschaft durchgehends täglich frisches Rindfleisch, und statt Brantwein wurde ihr Wein gereicht. Gemüse und andere Küchengewächse, wurden

aufgekauft, so viel ihrer nur zu bekommen waren, denn nichts widersteht besser als frisches Fleisch und Gartengewächse dem Schaarbok, der schon auf der Flotte um sich zu greifen begann.

Von der See her zeigt sich Teneriffa als ein rauher dürrer Berghaufen, in dessen Mitte sich der Piko bis in die Wolken erhebt. Man ahndet nicht die vielen trefflichen Südfrüchte, die Menge Oehl, Wein, Korn und andere Gewächse, welche diese gesegnete Insel hervorbringt. Die Kanarischen Inseln überhaupt haben ein sehr gesundes Klima, ungeachtet der drükenden Hize, die man dort zu empfinden hat. Außer Teneriffa sind die merkwürdigsten Ferro, von deren Meridian man anfängt die Grade der geograpischen Länge zu ziehen, Palma mit einem feuerspeienden Berge, und Kanaria.

Wir begnügten uns, wie man leicht denken kann, nicht, die Insel Teneriffa nur von dem Schiffe aus zu besehen, wir bestiegen das erste beste Boot, und ließen uns an das Land sezen. Sogleich verfügten wir uns nach der Stadt Santa-Cruz, und mietheten uns in einem Gasthof ein. Mit Vergnügen durchwanderten wir diese große und volkreiche aber unregelmäßig gebaute Stadt. Es war eben der Festtag eines Heiligen, an welchem nicht nur

werden gewisse Steine, Jeß genannt, zermalmt, gebrannt, und in die Fässer geworfen. Ein Jahr in das andere gerechnet, werden auf Madeira jährlich ungefähr 20,000 Pipen Wein gebaut, die Pipe zu 400 Maas gerechnet. Davon werden achttausend Pipen auf der Insel vertrunken, drei bis viertausend gehen verloren, und das übrige kommt in den Handel.

Wir nahmen zu Madeira eine bedeutende Ladung Wein ein; unsere übrigen Schiffs-Bedürfnisse konnten wir uns aber hier nicht in der nöthigen Menge verschaffen; es wurde daher beschlossen, sie vollends zu Teneriffa zu ergänzen. Nichts war mir erwünschter als dieser Plan, denn nun hatte ich Hofnung, den weltberühmten Piko daselbst zu sehen und zu ersteigen.

Wir brachea nuf und erreichten in wenigen Tagen diese Insel, wo wir auf der Rhede von Santa-Cruz wieder vor Anker gingen.

Noch an eben demselben Abend besuchte uns der Hafen-Kapitain, und wir erhielten die Erlaubnis, Wasser und alle Erfrischungen einzunehmen, die auf der Insel zu haben wären. Von nun an erhielt die Schiffsmannschaft durchgehends täglich frisches Rindfleisch, und statt Brantwein wurde ihr Wein gereicht. Gemüse und andere Küchengewächse, wurden

aufgekauft, so viel ihrer nur zu bekommen waren, denn nichts widersteht besser als frisches Fleisch und Gartengewächse dem Schaarbok, der schon auf der Flotte um sich zu greifen begann.

Von der See her zeigt sich Teneriffa als ein rauher dürrer Berghaufen, in dessen Mitte sich der Piko bis in die Wolken erhebt. Man ahndet nicht die vielen trefflichen Südfrüchte, die Menge Oehl, Wein, Korn und andere Gewächse, welche diese gesegnete Insel hervorbringt. Die Kanarischen Inseln überhaupt haben ein sehr gesundes Klima, ungeachtet der drükenden Hize, die man dort zu empfinden hat. Außer Teneriffa sind die merkwürdigsten Ferro, von deren Meridian man anfängt die Grade der geograpischen Länge zu ziehen, Palma mit einem feuerspeienden Berge, und Kanaria.

Wir begnügten uns, wie man leicht denken kann, nicht, die Insel Teneriffa nur von dem Schiffe aus zu besehen, wir bestiegen das erste beste Boot, und ließen uns an das Land sezen. Sogleich verfügten wir uns nach der Stadt Santa-Cruz, und miethetten uns in einem Gasthof ein. Mit Vergnügen durchwanderten wir diese große und volkreiche aber unregelmäßig gebaute Stadt. Es war eben der Festtag eines Heiligen, an welchem nicht nur

alle Kirchen, sondern auch ein großer Theil der Wohnhäuser, mit verschwenderischer Pracht verziert waren. In feierlichem Schritte kam uns, unter dem Geläute aller Gloken, eine Prozession entgegen, vor welcher die Hostie hergetragen wurde. Sobald sie aus dem Tabernakel genommen ward, fielen alle Zuschauer auf die Kniee nieder; nur Emmerich und ich, als Protestanten, blieben mit abgenommenen Hüten stehen: Durch einige derbe Rippenstöße, und besonders durch die Fäuste einer alten zahnlosen Megäre, wurden wir aber unserer Undachtsamkeit erinnert. Keiner von uns hielt es für rathsam, sich zu widersezen; wir knieeten wie die eifrigsten Katholiken, nahmen uns aber vor, uns künftig keiner so bigotten Erinnerung mehr auszusezen.

XVII.

Es wird der Piko von Teneriffa bestiegen. Die geheimnißvolle Höhle.

Gleich nach unserer Ankunft in Santa Cruz, machten wir alle nöthige Anstalten, zur Besteigung des Piko. Mehrere andere Reisende schlossen sich an uns an, und wir begaben uns gemeinschäftlich nach der Stadt Oratova, die in der Nähe des Piko am Gebirge liegt. Hier versahen wir uns mit Stäben, nahmen einige Führer an, bepakten sie reichlich

lich mit Wein und Mundvorrath, und brachen an einem schönen Tag Morgens bei guter Zeit auf.

Der Weg auf den Berg, zehen englische Meilen hoch, von dem Fuß an gerechnet, ist mit den schönsten Bäumen aller Art geschmükt; unsere Reise war daher anfangs sehr angenehm. Nachmittags gegen vier Uhr gelangten wir auf die Spize eines hohen Hügels, wo wir einen großen Baum antrafen, unter welchem wir ein lustiges Feuer anschürten, und unser Mittagmahl einnahmen. Alle Reisende, die den Piko besteigen, ruhen hier in gleicher Absicht aus: Die Spanier nennen daher jenen Baum el pino de la merienda oder die Fichte des Mittagmahls. Er war daher an dem Fuße ganz verbrannt, und Terpenthin floß aus seiner Rinde. Während wir aßen, sahen wir viele Kaninchen, die in den Felsenklüften heken; sie spielten um uns her, und wir schoßen einige zu unserm Abendmahl.

Unter ungeheuern Felsenstüken, die der beständig rauchende Piko, bei seinem lezten Ausbruch, in die Luft geschleudert hatte, und die zum Theil ganz schwarz und verglaset waren, rükten wir immer weiter vorwärts, bis uns endlich die einbrechende Nacht nöthigte, eine Ruhestätte zu suchen. Wir stellten unsere Pferde unter einige große Felsen; und unter andern Felsendeken legten wir uns selbst schlafen,

Steine waren unsere Kopfkissen, Mäntel unsere Betten. In unserer Nähe loderte ein helles Feuer; dessen ungeachtet aber froren wir auf der andern Seite, und eine zahllose Menge Flöhe ließ uns keinen Augenblik Ruhe. Vermuthlich waren sie durch wilde Ziegen, die sich hier aufzuhalten pflegen, hieher gebracht worden.

So bald der Tag dämmerte, sezten wir unsere Reise fort. Schon standen wir so hoch, daß die Wolken unter unsern Füßen über dem Meer, gleich einem Thal von ungeheurer Tiefe, ausgebreitet lagen, und doch waren wir immer noch nicht an dem Fuße des Zukerhutes, denn so heißt der obere spizige Theil des Berges. Als wir ihn endlich erreichten, ruheten wir nochmals aus, um uns mit Speise und Trank zu stärken; dann klimmten wir ihn muthig vollends hinan. Immer waren ich und Emmerich die ersten; vor allen unsern Gefährten genossen wir daher auch das Vergnügen, welches die unermeßliche Aussicht auf der Spize des Piko gewährt.

Diese Spize ist guten Theils eiförmig. Mitten in derselben ist der Krater oder Kessel des Berges, Caldera genannt, in den wir ungefähr 40 Ellen tief hinab schauen konnten. Wir wagten uns hinab bis auf den Boden, wo sehr viel große Steine lagen, wovon uns einige bis über den Kopf

ragten. Unsere Führer nahmen etwas Erde, rollten sie länglich zusammen, und hielten sie an ein Licht: Sogleich fing sie an zu brennen wie Schwefel. Auch an den Steinen klebte feiner Schwefelstaub. An mehrern Orten stieg Dampf in die Höhe, und hier war der Boden so heiß, daß wir nicht lange die Hand daran halten konnten. Keinem von uns war es in diesem alten Feuer-Schlunde recht wohl zu Muthe. Wir fürchteten jeden Augenblik, der Berg, ob er gleich seit hundert Jahren sich ruhig verhalten hatte, möchte plözlich wieder anfangen zu poltern, und uns sämtlich gleich Bimssteinen weit hinaus in das Meer schleudern. Wir suchten daher so schnell als möglich wieder heraus zu kommen.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen; das heitere Blau des Himmels fing an gegen Osten von der Morgenröthe vergoldet zu werden, und verkündigte uns den schönsten Tag. Endlich stieg sie glänzend wie eine junge Braut aus dem Meere, und erleuchtete den großen Schauplaz, der vor unsern Augen lag. Der Schatten des Piko verbreitete sich in eine unabsehbare Ferne, und der obere Theil davon schien sich dem Himmel selbst einzudrüken: Er verschaffte uns ein ganz neues von uns nie vorher gesehenes Schauspiel. Unsere Seele war ganz der Erde entrükt; auf eine sehr unangenehme Art wurden

wir aber von der durchdringenden Kälte, die wir bei unsern vom Thau durchnäßten Kleidern zu empfinden hatten, erinnert, daß unsere Körper noch dem Erdball angehörten.

Die Höhe des Piko beträgt 10,400 Fuß von der Meeresfläche an gerechnet. Bedenkt man nun, daß unsere höchsten Kirchthürme selten über 150 Fuß hoch sind, so kann man sich beiläufig einen Begriff von der Höhe machen, auf der wir standen. Wir athmeten jedoch hier eben so leicht als in der Tiefe.

Unser Vorrath an Wein und Speisen war angekommen. Wir sezten uns nieder zum Frühstük, und jauchzend leerte ich, unter Beistimmung meiner Freunde, einige volle Gläser des köstlichsten Madeiraweines auf die Gesundheit meiner Aeltern, meiner Geschwister, meines wohlwollenden Oheims, die ich segnend im Geist an meine Brust drükte. Auch meines Emmerichs Lieben wurden nicht vergessen, und mit dem Becher der Freude in der Hand, tranken wir der ganzen Welt Glük und Friede zu, und sangen aus vollem Herzen mit Schiller:

Seyd umschlungen Millionen.
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Nie wurde Schillers schönes Lied an die Freude, mit innigerer Empfindung angestimmt.

Als wir uns endlich lange genug an der herzerhebenden Szene, die hier vor unsern Augen aufgethan war, gelabt hatten, traten wir unsern Rükmarsch an.

Wir gingen den Berg auf einer andern Seite hinab, als wir ihn erstiegen hatten. Immer war ich mit Emmerich voraus, und unsere Führer folgten langsam nach. Alles reizte unsere Neugier, alle Winkel wurden von uns durchkrochen und untersucht. Etwa vier englische Meilen unter der Spize des Piko, entdekten wir zwischen Gesträuchen den Eingang einer Höhle. Ein schwacher Schimmer, der im Hintergrunde dämmerte, machte uns Muth vorzudringen; wir wagten uns aber nur schüchtern Schritt um Schritt, und mit gespannter Flinte vorwärts, denn immer besorgten wir, ein reissendes Thier im Hinterhalt zu finden. Nichts aber verrieth in dieser einsamen Kluft eine Spur von Leben, als einige Schlangen und Kröten, die sich bei unserer Annäherung unter die Gesteine verschlupften.

Je weiter wir vorwärts gingen, desto heller wurde es in der Höhle. Emmerich war einige Schritte vor mir voraus. Plözlich prallte er mit einem lauten Schrei zurük, und zog mich mit sich fort. Er hatte etwas schrekliches gesehen. Anfangs wollte er sich nicht erklären; als wir aber wieder die Mündung

der Höhle erreicht hatten, und er sich von seinem Entsezen etwas erholt hatte, entdekte er mir, daß er mit dem halben Leibe über einen Leichnam von ungewöhnlicher Größe gefallen sei, der mit dem Kopf auf einem großen Stein, mit den Füßen aber auf einem kleinen Gemäuer ruhete. Der Körper selbst lag auf einem Gerüste von Holz. Als Emmerich sich von seinem Fall wieder aufraffte, glaubte er im Hintergrund der Höhle noch eine Menge solcher Leichname zu entdeken. Er hatte aber gleich anfangs so sehr alle Fassung verloren, daß er nicht mehr recht wußte, was er sah.

Es wurde von mir beschlossen, die geheimnisvolle Höhle selbst auf das genaueste zu untersuchen. Emmerich, der sich von seinem Schreken nach und nach erholte, versprach mich zu begleiten. Es wurde verabredet, daß unsere Führer uns mit Fakeln aus dürrem Reißig leuchten, und uns nicht von der Seite gehen sollten.

Mit Ungeduld erwarteten wir ihre Ankunft. So wie sie erschienen, wurde Halt gemacht, und ihnen Emmerichs Abentheuer in der Höhle erzählt. Seine Geschichte machte aber gar nicht auf sie den Eindruk, den wir erwarteten. Sie hörten uns ganz gelassen an, und äußerten nur sehr wenig Verwunderung. Sie haben vermuthlich eine Begräbnishöhle

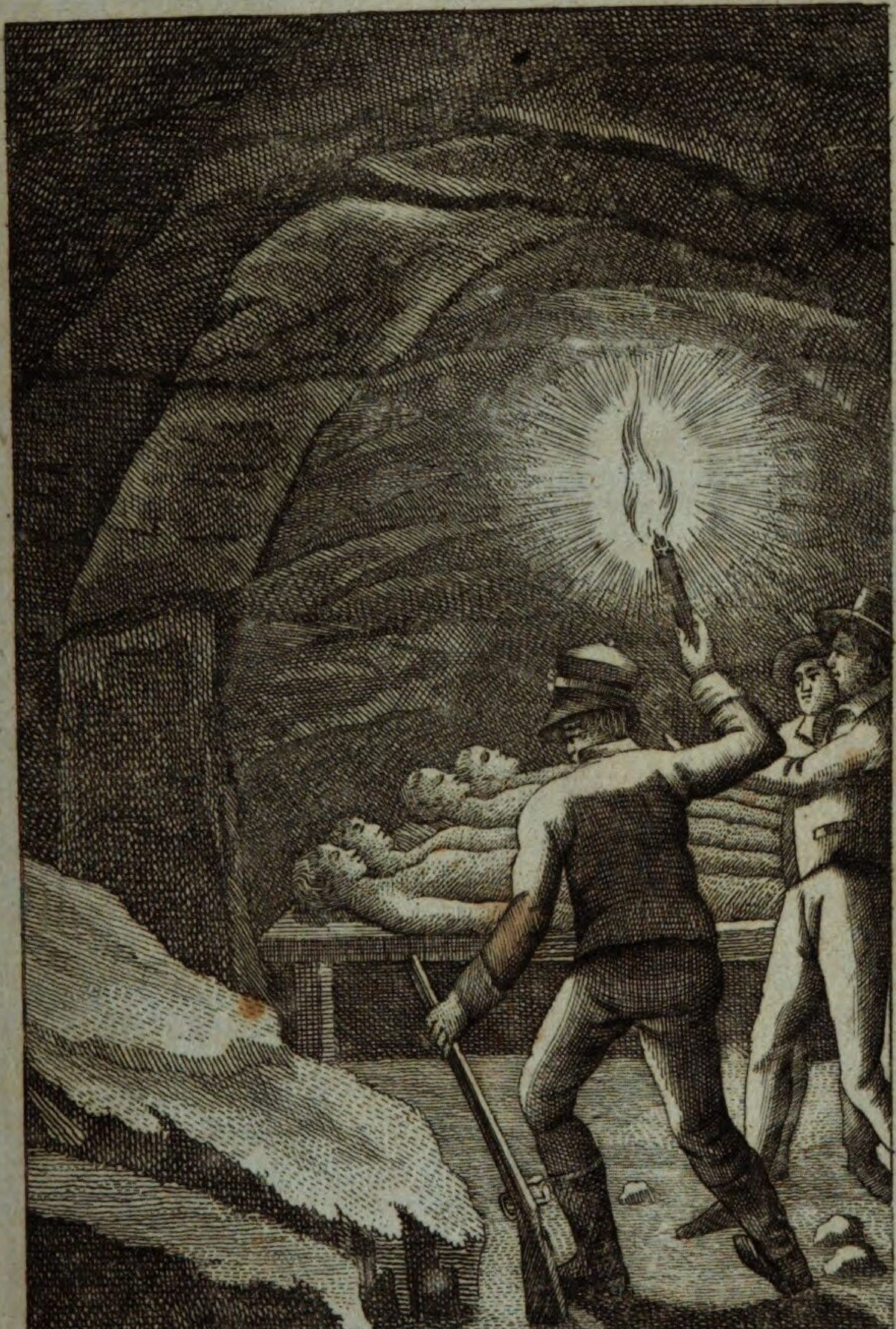
der Guanchen entdekt, fingen sie an, als wir ausgeredet hatten. So nennt man die ersten Bewohner von Teneriffa, von denen sich noch viel Nachkommen auf unserer Insel befinden, für welche diese Höhlen kein Geheimniß sind: Noch mehr als zwanzig sollen in den Gebirgen der Insel anzutreffen seyn; sie zeigen sie aber niemand, damit durch unheilige Hände ihre Vorfahren nicht in ihrer Ruhe gestört werden. Die Priester der alten Guanchen verstanden die Kunst, die Leichname einzubalsamiren und trefflich zu erhalten. Als aber die Spanier die Insel eroberten, wurde der ganze Priesterstamm ausgerottet, und mit ihm ging eine so schöne Kunst verloren. Nur so viel weiß man noch, daß gewisse Kräuter, in Butter und Bärenschmalz gekocht, dabei gebraucht wurden, besonders soll wilder Lavendel, wilder Salbei, ein Kraut Lara genannt, und eine Art Erdäpfel dazu gekommen seyn. Die Eingeweide wurden aus dem todten Körper genommen; er wurde mit einer Lauge aus Fichtenrinde ausgewaschen, und im Sommer in der Sonne, im Winter im Ofen getroknet; dann erst wurde er sowohl äusserlich als innerlich einbalsamirt, und aufs neue in den Ofen gebracht. Dieses Geschäfte wurde so lange wiederholt, bis der ganze Körper von der Salbe durchdrungen, und leicht wie Stroh wurde. Jezt

nähete man ihn in Ziegenfelle ein, und sezte ihn in der Begräbnißhöhle bei. — Auf solche Art wurden die Leichname ganzer Königsfamilien über tausend Jahre lang erhalten.

Die Erzählung unserer Führer reizte noch mehr unsere Neugier. Es wurden Fakeln gebunden und angezündet. Niemand suchte sich auszuschließen; alle wollten das geheimnisvolle Todtengewölbe sehen. Nicht Furcht, aber eine gewisse Herzensbeklemmung, die sich unser in diesem stillen Aufenthalt der Verschiedenen bemächtigte, und die Erwartung der Dinge, die wir sehen würden, machte uns stumm. Keiner wagte es wenigstens anders, als leise und schüchtern zu sprechen; es schien, als ob wir besorgten, die Schlummernden zu erweken.

Eine Menge Leichname — vielleicht mehrere hunderte — lagen da, so wie Emmerich und unsere Führer sie uns beschrieben hatten. Größtentheils waren sie noch ganz, und die Ziegenhäute, womit sie überzogen waren, paßten dicht an ihrem Leib an. Im Gesicht konnte man Augen, Ohren, Nasen, Zähne, Lippen, Haupt und Barthaare deutlich unterscheiden. Einige Körper waren aufgestellt; die meisten aber lagen auf Gestellen von Holz, welches durch Kunst so fest gehärtet war, daß kein Eisen in dasselbe einzudringen vermochte. An einigen Leichnamen, die

S. 120.



zerbrochen waren, konnte man die Nerven, Sehnen und Adern, die sämtlich wie Schnüre aussahen, genau erkennen. Alle waren, wie man sie uns beschrieben hatte, so leicht wie Stroh.

Unsere Neugier war bald befriediget; wir entdekten sonst nichts merkwürdiges in dieser Höhle, und verließen sie wieder. — Auch ihr, dachte ich bei mir selbst im Hinausgehen, lebtet und wirktet vor Jahrhunderten wie wir: noch funfzig oder sechzig Jahre, und uns alle wird, wie euch, ewige Ruhe umschweben. Bald, ach allzubald wird dieser Tropfen Zeit verronnen seyn!

Was wir in dieser Höhle gesehen hatten, erfüllte uns noch lange mit traurigen und wehmüthigen Empfindungen. Die Sonne schien uns aber so freundlich in das Gesicht, die ganze Natur unter unsern Füßen lachte uns so heiter entgegen, daß bald alle finstere Grillen entschwanden, und uns nur noch der Gedanke beschäftigte, wie wir das kurze Leben, das uns zugemessen ist, froh und würdig genießen sollten.

Wohlbehalten kamen wir noch denselben Tag in der Stadt Oratava an, brachten die Nacht daselbst zu, und kehrten am folgenden Morgen nach Santa Kruz zurük.

XVIII.

Schiksale des Spaniers Lopez, während seiner Sklaverei in Algier.

In unserm Gasthof zu Santa Kruz, machten wir Bekanntschaft mit einem Spanier, der uns seiner merkwürdigen Schiksale wegen sehr interessirte. Er hatte zehen Jahre lang zu Algier in der Sklaverei gelebt, von da er, um einem grausamen Tode zu entgehen, sich in die Gebirge flüchtete, und nach und nach bis nach Marokko gelangte. Von dort aus ging er mit einer Karavane, durch die große Wüste Sahara nach Tombuktu, und wieder zurük nach Marokko. Endlich gelang es ihm, auf einem Europäischen Schiffe, die Kanarischen Inseln zu erreichen, wo er sich mit einer Schwester, die er zu sich berief, uud die ihm sein hinterlassenes Vermögen mitbrachte, häuslich nieder ließ.

Seine Abentheuer werden gewiß auch meine Leser unterhalten; ich will sie ihnen daher mit seinen eigenen Worten erzählen.

"Ich din aus der Stadt Kadiz gebürtig, hub er an. Auf einer Reise nach Granada, lernte ich in dieser Stadt ein liebes Mädchen aus Karthagena, einer bekannten Spanischen Stadt am Mittelländischen Meere, kennen. Sie befand sich mit ihren Aeltern auf Besuch bei einer Schwe-

ster, die zu Granada verheirathet war. Ich hatte das Glük, der schönen Donna Maria und ihren Aeltern zu gefallen. Ich warb um ihre Hand, und sie wurde mir zugesagt. In sechs Monaten sollte zu Karthagena unsere Verbindung vor sich gehen, und ich Glüklicher hatte dann Hofnung, die Geliebte mit mir in meine Heimath zu führen.

Wir trennten uns nach einigen Wochen unter Thränen, und sahen sehnsuchtsvoll der Stunde unserer Wiedervereinigung entgegen. Sie nahete endlich heran; ich reisete nach Karthagena, und wurde mit freudiger Ungeduld empfangen. Bald ward ich der beneidenswerthe Gatte meiner schönen Maria, und triumphirend führte ich sie meiner Vaterstadt zu.

So sehr ich auch von ihr geliebt ward, so schwer wurde ihr doch der Abschied von ihren Aeltern. Sie schien das grausame Schiksal zu ahnden, das ihrer wartete. Unter unversiegbaren Thränengüssen, sagte sie den Geliebten das lezte — ach ja das lezte Lebewohl. —

Hier hielt unser neue Freund Lopez einen Angenblik inne, und wischte sich eine Thräne aus den Augen.

Ich hatte den unglüklichen Gedanken, fuhr er fort, meine Rükreise zur See zu machen. Ein Schiff nach Kadiz lag eben segelfertig in dem Hafen von

Karthagena. Ich schiffte mich auf demselben mit meiner jungen Gattinn und ihrem ganzen Brautschaz ein, und fuhr heiter und freudenvoll meinem und ihrem Verderben entgegen.

Unweit des Capo de Gata, wurden wir von einem Algierischen Seeräuber angegriffen, der sich uns unvermerkt in der Nacht genähert hatte. Entschlossen, unser Leben und unsere Freiheit theuer zu verkaufen, wurden in der Eile alle Anstalten zu einer verzweifelten Gegengewehr gemacht.

Die Seeräuber ihrer Seits rüsteten sich, gleich nach den ersten Kanonenschüssen, unser Schiff zu entern, daß heißt, mit Haaken an sich zu ziehen, es zu ersteigen, und sich desselben mit dem Säbel in der Faust zu bemächtigen. Sie ziehen diese Art von Angriff jeder andern vor, weil sie auf solche Weise das Schiff unverdorben in ihre Gewalt zu bekommen hoffen, und ihre Ueberlegenheit an Mannschaft ihnen einen sichern Sieg verspricht.

So bald der Räuber uns nahe genug war, machte er alle Stükpforten zu, damit niemand von unserm Schiffe aus, in dieselben hineinkriechen oder Feuer hinein werfen konnte. Seine entschlossenste Mannschaft stellte er auf die erhabensten Stellen des Schiffes, damit sie gleich zu uns herüber springen konnten. Ueberdem sammelten sich alle Kanoniere mit

ihren Gehülfen auf dem Verdek, und da das Kanonenfeuer schweigen mußte, machten sie aus ihren Flinten auf unsere Mannschaft ein mörderisches Feuer. Wir unserer Seits antworteten ihnen auf das beste. Es fiel Schuß auf Schuß; die Granaten, die wir unter die Feinde warfen, und die groben Schrote, mit denen wir aus unsern Drehbassen (Kanonen auf dem Verdek) unter sie feuerten, richteten keine kleine Verheerung unter ihnen an. Die Barbaren schleuderten dagegen Flaschen mit Pulver, Schwefel und andern brennenden Materien angefüllt, auf unser Verdek, und erregten dadurch einen erstikenden Dampf, wozu sich noch der unerträgliche Geruch der Stinktöpfe gesellte, die sie an ihren Rahen aufgehangen hatten, und jezt auf unser Schiff fallen ließen. Es entstand bald dadurch eine allgemeine Verwirrung.

Die Feinde benuzten den diken Rauch, der durch ihre Feuerflaschen entstanden war, und sprangen, unter Begünstigung desselben, mit Pistolen, kurzen Säbeln und Hauern, auf unsern Bord herüber. Wir dagegen empfingen sie, so wie sie heran kamen, mit Piken und Hellebarden, und unser kleines Feuergewehr plazte dabei unaufhörlich. Ein Theil unserer Mannschaft hatte sich hinter einem Bollwerk von Tauen verschanzt, und strekte viele

Feinde nieder. Ich aber erhielt mitten in dem Getümmel einen Schuß in den Schenkel, von welchem ich niedersank. Feinde und Freunde traten eine halbe Stunde lang auf mir herum. Halb zerquetscht und ohne Bewustseyn lag ich da, und wußte nicht mehr was um mich vorging.

Als ich mich endlich aus einer langen Ohnmacht wieder erholte, sah ich das Schiff in feinlichen Händen, und alle meine Reisegefährten standen gefesselt um mich her. Ach meine Maria, stöhnte ich mit einem lauten Seufzer, und fiel in meine Bewußtlosigkeit zurük. —

Schon war die Arme nicht mehr auf unserm Schiffe. Die Barbaren hatten sie zu sich an Bord genommen, und eben waren sie im Begriff, auch unsere ganze Mannschaft hinüber zu schleppen. Wer nicht schnell genug sich fügte, bekam Hiebe mit einer furchtbaren Geisel aus Ochsenziemern und Riemen geflochten. Unser Schiffswundarzt bat flehentlich um die Erlaubnis, die Verwundeten zu untersuchen und zu verbinden. Der Nuzen der Freibeuter erforderte es, zu retten was zu retten war, denn je mehr sie Sklaven einbrachten, desto größeren Gewinn hatten sie von ihrer Eroberung. Dem Wundarzt wurde daher seine Bitte gewährt. Forsche, ob von diesen Hunden noch einige wieder herzustellen

sind, sprach der rauhe Befehlshaber des feindlichen Schiffes; die Schwerverwundeten aber werfe man augenbliklich in die See.

Sein Befehl wurde nur allzuschnell befolgt. Alle die schwere Wunden an der Brust und am Leibe hatten, wurden augenbliklich noch halb lebend über Bord geworfen; die übrigen aber, worunter auch ich mich befand, den Händen des Wundarztes überlassen. Ach, ich beneidete die ersteren um ihr glükliches Schiksal. Ich hatte meine Maria verloren; was konnte das Leben noch für einem Werth für mich haben?

Jauchzend liefen nach wenigen Tagen die Barbaren, die uns so unglüklich gemacht hatten, in den Hafen von Algier ein. Mir wurde nicht mehr der Trost meine Maria zn sehen. Wie ich in der Folge erfuhr, ward sie an einen reichen Muselmann, in der Gegend von Konstantine, verkauft.

Nach einer schmerzhaften Operation, welche das Herausziehen der Kugel, die auf dem Schenkelknochen aufgesessen war, veranlaßte, mußte ich bei karger Kost und der schnödesten Behandlung, noch über einen Monat das Lager hüten. Als ich endlich ganz wieder hergestellt war, wurde auch ich auf den Sklavenmarkt gebracht, und an einen wohlhabenden Bewohner der Stadt Algier vrrkauft.

Ich kann mich über die Behandlung, welche ich bei meinem Herrn erfuhr, eben nicht beklagen. Er begegnete mir, ungeachtet meiner Schwermuth und Unverdrossenheit zu allen Geschäften, mit großer Güte. Drei Jahre verlebte ich in seinem Haus, und noch immer waren die tiefen Wunden meines Herzens nicht geheilt. Traurig und freudenlos schlichen meine Tage dahin; ich sehnte mich noch dem Tod; hundertmal bat ich den Himmel, mich von den Banden dieses Leibes zu befreien; aber er hörte mich nicht. Ich ward noch größeren und schmerzlicheren Prüfungen vorbehalten.

Einst, da ich in Gedanken vertieft unter den 100,000 Einwohnern, womit die große Stadt Algier bevölkert ist, einherwandelte, wurde ich in spanischer Sprache von einer Person angeredet, die mich freundlich an der Schulter pakte. Ich schlug die Augen auf, und erkannte den menschenfreundlichen Wundarzt, dem ich mein Leben verdankte. Ich warf mich in seine Arme, und drükte ihn fest an meine Brust. Nach einem dreijährigen freudenlosen Leben, war dieß wieder der erste frohe Augenblik, den ich zu genießen hatte.

Ich bin doppelt glüklich, daß ich Ihnen begegne, hub mein Freund an. Ich kann Ihnen Nachricht von dem Aufenthalt Ihrer geliebten Maria geben.

Wir

Wir leben beide in einem Hause. Sie ist in der Gewalt des Ali Ben-Soliman, eines wilden und grausamen Mannes, in der Nähe von Konstantine. Er ist der Schreken seines zahlreichen Harems und aller seiner Diener. Maria reizt seinen Zorn mehr als alle seine Frauen, durch die schmähliche Behandlung, die er von ihr erfährt. Hundertmal hat er ihr schon den Tod geschworen; allein sie fürchtet ihn nicht. Sterben ist für sie minder schreklich, als unter der Gewalt eines so verhaßten Tyrannen leben.

Sie überschütten mich mit Freude, lieber theurer Freund, entgegnete ich ihm. Meine Maria lebt also und ich weiß, wo, und wie sie lebt. O bester Mann! häufen Sie das Maas Ihrer Wohlthaten, bringen Sie mich zu ihr, daß meine Augen sie wieder sehen, daß meine Arme sie umfassen, daß ich sie noch einmal in meinem Leben an mein treues Herz drüke!

Erwägen Sie auch was Sie begehren, erwiederte er? Eine einzige Zusammenkunft mit Ihrer Maria kann Ihnen und ihr das Leben kosten. Wir müßten alle, wenn sie entdekt würde, unter den grausamsten Martern sterben. Ali ist unerbittlich; nie hat seine harte Seele Erbarmen gegen andere Wesen empfunden. — Begnügen Sie sich vor

der Hand mit der Versicherung, daß Donna Maria Sie eben so zärtlich liebt, als sie den wilden Ali verabscheut. Ein glüklicher Zufall führt vielleicht eine Gelegenheit herbei, wie menschliche Klugheit sie weder zu bereiten, noch vorher zu sehen weiß. — Ich will indeß Ihrer Gattin sagen, daß Sie leben: Dieses Bewußtseyn allein wird sie schön stärken. Ich bin Arzt in Alis Harem; ich habe oft Gelegenheit sie zu sehen; und ist es mir möglich, zü Ihrer glüklichen Wiedervereinigung etwas beizutragen, so rechnen Sie ganz auf mich. — Gehen Sie oft am Montag und Donnerstag auf diesem Plaz, und um diese Stunde spazieren: Ist mir es irgend vergönnt, so sehe ich Sie hier bald wieder.

Was soll ich Ihnen weiter sagen? Der gute Alonzo — so hieß er — wurde erst von mir, und dann in der Folge von Marien so lange bestürmt, bis er es wagte, in dem Garten des Harems, im Schatten der Nacht, eine Zusammenkunft unter uns zu vermitteln. — Ich entlief meinem Herrn; und hielt mich zu Konstantine bei einem Freund meines Freundes verstekt. — Was bei unserm ersten Wiedersehen vorging, läßt sich besser fühlen als beschreiben. Beinahe wären wir beide vor Freude gestorben. Lange lagen wir einander sprachlos in den Armen, und konnten den Gedanken uns wieder

zu besizen kaum fassen. Alles schien uns ein Traum, aus dem wir das Erwachen fürchteten.

Es blieb, wie Sie leicht denken können, nicht bei dieser einzigen Zusammenkunft. Wir sahen uns beinahe jede Wochen einigemal, und wurden so immer sicherer und unvorsichtiger. Allein des Verräthers Auge schlummerte auch hier nicht. Maria hatte Feindinnen in dem Harem, die sie um des verwünschten Alis Gunst beneideten, denn je schnöder sie ihm begegnete, desto heftiger wurde seine Liebe. Unsere Zusammenkünfte wurden durch ihre Kreaturen, erst an diese Weiber, und durch sie weiter an Ali verrathen.

Lange wollte der stolze Muselmann nicht glauben, daß ein menschliches Wesen sollte so dreist seyn, seinen Pallast auf eine so freche Art zu entweihen. Um sich durch seine eigenen Augen zu überzeugen, legte er sich mit einem Theil seiner treuesten schwarzen Sklaven in Hinterhalt, und überfiel uns in der unglüklichen Stunde, in welcher wir die lezte Abrede zu unserer Flucht zu nehmen gedachten. Wir wurden beide ergriffen, und der unglükliche Alonzo theilte unser Schiksal.

Ich weiß nicht, wie es dem wüthenden Ali möglich war, über seinen Grimm so sehr Meister zu werden, daß er uns nicht augenbliklich niedersäbelte.

Nur allein der rachsichtige Vorsaz; uns unter viel schreklicheren Matern sterben zu lassen, schien ihn zurük zu halten.

Ich meiner Seits sah voraus, daß mich nichts vor dem schmählichsten Tod retten konnte. Gleich auf der Stelle niedergehauen zu werden, wäre für mich noch ein glükliches Loos gewesen. Ich wagte in meiner Lage nichts, wenn ich mein Leben auf das Spiel sezte; es war für mich alles zu gewinnen, nichts zu verlieren.

Kaum schwebte dieser Gedanke meiner Seele vor, so wurde der Entschluß gefaßt, mich in Freiheit zu sezen. Ich stieß unversehens durch einen gewaltigen Stoß einen von den Schwarzen, die mich umringten, über den Haufen, entsprang in der Dunkelheit der Nacht, und eilte einem Gebüsche zu.

Sogleich war der ganze Schwarm der Neger und Ali selbst an ihrer Spize hinter mir her. Ich hoffte bei der allgemeinen Verwirrung würde auch meine Maria und mein Freund Gelegenheit finden, zu entkommen; allein vergebens. Sie blieben in der Gewalt ihrer Wächter, die ihnen mit gezükten Schwertern droheten, sie augenbliklich nieder zu hauen, wenn sie Mine machen würden, sich zu befreien.

Das Gebüsch, in welches ich mich verstekt hatte, wurde schnell umstellt und durchsucht. Keiner

von meinen Verfolgern wußte aber, daß hinter demselben das Loch in der daranstoßenden Mauer befindlich war, durch welches ich bei unsern nächtlichen Zusammenkünften in den Garten zu schlupfen pflegte. Ich war schon längst durch dasselbe entkommen und in Sicherheit, als sie es endlich nach langem vergeblichen Suchen entdekten.

Was gewann ich aber durch meine Flucht? Ein leidenvolles Leben, viel härter und unerträglicher als der Tod. Das Weib meines Herzens endete ihre traurigen Tage auf die grausamste Art. Sie wurde, zum Lohn ihrer Treue gegen ihren Gatten, von einem Thurm auf eine Reihe spiziger eiserner Stangen herab gestürzt, an welchen sie zwölf Stunden lang unter marternden Qualen noch lebend hängen blieb. — Länger noch hatte mein mitleidiger Freund Alonzo zu leiden; er wurde zwischen zwei Pfählen an Haaken aufgehängt, wovon ihm der eine durch die linke Hand, der andere durch den rechten Fuß getrieben wurde. So schwebte er mehr als vier und zwanzig Stunden lang, ohne sterben zu können, zwischen Himmel und Erde. Nicht minder grausam war der Tod von Mariens Vertrauten, einer jungen schönen Italianischen Sklavinn, die mit Händen und Füßen, an ein Thor von Alis Pallast ge-

nagelt wurde. Verschiedene männliche Sklaven, die Marien nicht wachsam genug beobachtet hatten, wurden gespießt. Nur ich allein, ich, der Ursache an dem Unglük aller war, blieb ungestraft. Die Qualen aber, die sie an ihrem Körper zu erleiden hatten, litte ich hundertfach an meiner Seele. Ich bereuete, daß ich entsprungen war, daß ich nicht alles mit meiner Maria erduldet hatte: hundertmal war ich im Begriff, mich freiwillig Alis blutigen Händen zu überliefern: Dieß wäre aber ja nur ein neuer Triumph für den Barbaren gewesen. Ich beschloß also, die Bürde dieses Lebens zu tragen, so lange es dem Himmel gefiele, und mich so schnell als möglich aus dem verhaßten Gebiete von Algier zu entfernen.

Ich kann mir bis auf diese Stunde nicht erklären, wie es mir möglich war, unaufgegriffen und ohne Unfall, mehrere hundert Meilen weit in jenen Ländern zurükzulegen. Algier ist ein sehr gesegnetes Land; es hat einen getreidereichen Boden, gute Viehzucht, und die schönsten Südfrüchte in Ueberfluß. Leztere dienten mir größtentheils auf meiner Reise zur Nahrung. In den Waldungen stellte ich den Vögeln Schlingen; auch erhaschte ich bisweilen andere junge Thiere in ihrem Lager. Ströme waren für mich kein Hinderniß, denn ich war ein fertiger

Schwimmer, dem kein Fluß zu tief, keiner zu reissend war.

So gelangte ich nach und nach bis zur Stadt Marokko; wo ich mich, um mir meinen Unterhalt zu versichern, als Gehülfe an Kaufleute vermiethete, die nach Tombuktu reiseten.

Ich werde Ihnen von diesem traurigen Zug keine weitläufige Schilderung machen. Oft legten wir in den Sandmeeren der Wüste Sahara, hundert und mehrere Meilen zurük, ohne einen Tropfen Wasser anzutreffen. Wohnungen fanden wir in diesen Einöden nur wo Seen oder Moräste waren. Kameele musten uns unser Wasser nachtragen. Zwar trifft man auf dieser Reise auch hier und da einige Brunnen an, die aus Mangel an Steinen mit Kameelbeinen eingefaßt, und mit Kameelhäuten zugedekt sind, damit sie durch den Flugsand nicht verschüttet werden; allein sie sind äußerst selten; und ungeachtet aller angewandten Vorsicht werden sie von dem Sand doch öfters so hoch zugedekt, daß es unmöglich ist, sie wieder zu finden. — In ganz Sahara wird nur in der Nähe der Seen und Sümpfe gesäet und geerndetet, und auch hier baut man nichts als Gerste. Nach den periodischen Regen wächst aber in den bessern Gegenden auch anderes Futter für das Vieh in Ueberfluß, und wenn die Karavan-

nen zu rechter Zeit dort eintreffen, so können sie sich Milch und Butter in Menge verschaffen.

Wie dem nun sey, wir erreichten unter vielen Beschwerlichkeiten, aber glüklich genug, die große reiche und schwelgerische Stadt Tombuktu am Nigerstrom, wo unsere Kaufleute gegen ihre Waaren Elfenbein, Goldstaub und Lebensmittel zu ihrer Rükreise eintauschten. Wir traten dieselbe an, sobald unsere Geschäfte verrichtet waren, und gelangten glüklich wieder nach Marokko zurük.

Hier fand ich eine erwünschte Gelegenheit, mich nach den Kanarischen Inseln einzuschiffen. — Man nannte sie ehedem die glüklichen Inseln. Ich hoffte dort unter einem so milden Klima und ferne von den Barbaren, die alles was mir auf der Welt lieb war, gemordet hatten, meine verlorne Ruhe wieder zu finden. Aber ach, noch immer ängstiget das Andenken an ein so schauderhaftes Ereignis marternd meine Seele, und ich fühle wohl, daß nur der Tod allein dem bitteren Gefühl, das mir alle Lebensfreuden vergällt, ein Ende machen kann.

XIX.

Abreise von Teneriffa. Sturm und Schiffbruch.

Wir waren alle gerührt von Lopez traurigen Schiksalen; und unsere Theilnahme schien seinen Gram

auf kurze Zeit zu mildern. Wir schloßen uns auf das engste an ihn an, so lange unser Aufenthalt zu Santa-Kruz währte, und erhielten von ihm viele Beweise seiner Freundschaft.

Sobald die Flotte mit dem nöthigen Vorrath an Wasser und Lebensmitteln versorgt war, wurde bei dem Eintritt eines günstigen Windes, das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Alles verfügte sich sogleich an Bord, und die Anker würden gelichtet.

Bei der günstigen Witterung flogen unsere Schiffe über die krause Meeresfläche, vor dem Kap-Bojador vorbei, bis auf die Höhe des weißen Vorgebirges. Hier fing der Himmel an sich zu trüben. Es zog in Westen ein furchtbares Wetter auf, und alles verkündigte uns einen heftigen Sturm.

Sogleich wurden alle obern Segel der Schiffe eingezogen; nur die untersten wurden beibehalten. Eine schrekhafte Stille ging vor dem Ungewitter her; alle Fahrzeuge blieben eine Zeit lang unbeweglich. Endlich erhob sich der Wind, und stieg in wenigen Minuten zu einer solchen Heftigkeit, daß selbst bis auf eines die untersten Segel nicht mehr zu gebrauchen waren, und auch die Stengen (die oberen Theile des Mastes) und Rahen (Segelstangen) mußten abgenommen werden. Unser Schiff blieb jezt ganz dem Wind und den Wellen preis gegeben,

die mit solcher Heftigkeit an dasselbe schlugen, daß wir besorgen mußten, es möchte zertrümmert werden. Um dieses Unglük zu verhüten, wurde das Vordertheil des Schiffes dem Wind entgegen gestellt, weil es stärker gebaut war. Die Seefahrer heißen das aus einem guten Wind einen schlechten machen. Das Heulen des Sturmwindes, das Prasseln des Donners, der herabrauschende Regen, das Krachen und Knarren der Masten und Rahen, das Hin- und Herschlagen der Segel und Taue, der Schlangenflug der Blize, vorzüglich aber das Brausen der Meereswogen, die sich mit einem Knall, der den Schlag einer Achtzehnpfünderkanone übertraf, am Schiff brachen, wozu dann noch das Schreien und Pfeifen der Mannschaft kam: Dieß alles zusammen genommen, erfüllte unser Herz mit Furcht und Schreken. Thurmhoch flog bald das Schiff in die Luft, bald schoß es wieder schnell wie ein Pfeil hinab in den Abgrund. Das hereinstürzende Seewasser riß alles was es antraf, selbst einen Theil der Matrosen mit sich fort, zerbrach Stüzen und Klammern, und richtete ungeheure Verwüstungen an. Passagiere und Matrosen wurden bis auf die Haut durchnäßt: Sie mußten ihre Zuflucht in den Betten suchen, oder sich auf den Boden niedersezen, weil es ihnen nicht möglich war, bei dem Schwanken des Schiffes sich aufrecht zu erhalten.

Zwei Schiffe unserer Flotte hatten den thörichten Gedanken alle Segel beizusezen, und wo möglich das Land zu erreichen; allein bei dem einen fing sich der Wind in den ausgespannten Segeln, und das Schiff schlug um: das andere rannte auf eine Untiefe auf und strandete. Wir sahen mit Erbarmen, wie die Wellen es bald in die Höhe hoben, bald wieder fallen ließen, und es so lange auf dem Grund aufstampften, bis es in Stüken war. Wir hörten des Schreien und Flehen der Mannschaft; aber niemand konnte den Unglüklichen helfen: Sie wurden alle vor unsern Augen von den Wogen verschlungen.

Vier Tage lang jagte uns der Sturm, und in dieser Zeit durfte kein Feuer angeschürt, und folglich keine warmen Speisen zugerichtet werden. Unsere ganze Kost bestand in kaltem Fleisch, Wasser und etwas Rum (Branntwein). Wir waren ganz von der übrigen Flotte abgekommen. Die französische Insel Arguin lag uns in den ersten Tagen vor Augen, und wir hätten sie erreichen können; aber als Engländer durften wir es nicht wagen, in den dortigen Hafen einzulaufen. Unsere einzige Hofnung war, die englische Faktoreien zu Portendik, auf der Gummiküste zu erreichen; allein der fortwüthende Sturm ließ es nicht zu. Wir wurden von ihm

weit über Portendik hinaus bis in die Nähe des Senegalstromes getrieben. Unser Schiff konnte schon längst nicht mehr von der müden Mannschaft regiert werden. Es wurde von den stürmischen Wogen, die einander bald von vorne bald von der Seite entgegen kamen, stundenlange in einer hüpfenden oder tanzenden Bewegung gehalten, wodurch es in allen seinen Theilen erschüttert und loker gemacht ward. Das Steuerruder wurde beinahe ganz zertrümmert, und bei einer so stürmischen See war es unmöglich, sich durch ein Nothsteuer zu helfen.

Wir wurden jezt unwiederstehlich der Küste zugetrieben. Der Anblik des Landes, der unter andern Umständen uns Freude und Trost würde gebracht haben, erfüllte uns jezt mit Furcht und Schreken. Wir wußten nicht bestimmt, wo wir waren; wir kannten die Gewässer nicht, in denen wir umher getrieben wurden, die Gefahren, welche uns umgaben, waren weder zu entdeken noch zu vermeiden.

Was wir längst schon befürchteten, traf jezt ein. Unser Schiff streifte an eine unter dem Meer verborgene Klippe, und bekam einen gewaltigen Lek. Das Wasser drang unwiderstehlich hinein. Der Stoß war so heftig, daß alles, was auf den Füßen war, davon umstürzte: Alle Herzen waren mit Angst und Unruhe erfüllt. In weniger als einer Stunde hatten

wir fünf Fuß Wasser auf dem Schiffsboden. Alles was Hände hatte, wurde an die Schiffspumpen gerufen; der angestrengtesten Arbeit ungeachtet, stieg aber bald das Wasser bis auf sieben Fuß. Es konnte nicht so viel heraus geschafft werden, als durch den Lek hinein drang. Um das Schiff zu erleichtern, muste erst der Besahnmast, dann auch der große Mast (der hintere und der mittlere Mast) gekappt werden: Beide stürzten, und mehrere Menschen wurden dabei über den Bord geschleudert, und waren ohne Rettung verloren.

Bald kamen wir dem Lande so nahe, daß wir bei der einbrechenden Nacht das Schlimmste zu besorgen hatten. Ach, es war die fürchterlichste in meinem Leben. Kein Sternchen leuchtete uns, und der Sturm heulte gräßlich fort. Damit wir nicht an die Küste geschleudert würden, wurde erst der kleine Buganker, dann der große Pflichtanker ausgeworfen; aber beide trieben bei dem gewaltigen Andrang der Wogen: Sie blieben nicht fest auf dem Grund sizen, sondern wurden von dem Schiffe nachgeschleppt. Das schlimmste war, daß unsere Matrosen Muth und Kräfte verloren. Sie wurden faul, hörten auf zu pumpen, und suchten das Bewußtseyn der Gefahr in Branntwein zu versaufen. Vergebens wa-

ren die Bitten und Drohungen der Offiziere, sie fanden kein Gehör mehr und wir waren verloren.

Mit einem herzerschütternden Krachen, rannte endlich das Schiff auf eine Felsenklippe, und fiel mit der Seite nach dem Ufer an einen jähen Felsen. Von allen Seiten erhob sich das Jammergeschrei. Wir sind verloren.

Wirklich war wenig Anschein zu unserer Rettung verhanden. Immer mehr drang das Wasser ein; immer gewaltiger schlugeu die Wellen an das Schiff. Die Seiten gaben nach, das Verdek schien sich zu heben, alle Theile droheten aus einander zu gehen: Mit jeder Woge nahm das Geprassel zu, und kalter Angstschauer überlief dabei alle unsere Glieder.

So schwebten wir zwischen Leben und Tod bis gegen Morgen. Die Dämmerung zeigte uns nur noch deutlicher die Gefahr, in der wir uns befanden, brachte uns doch aber auch zugleich noch einige schwache Hofnung der Rettung. Wir lagen an einem steilen und kahlen Felsen: Es schien baare Unmöglichkeit ihn zu erklimmen. Alles wurde indessen zu unserer Rettung versucht. Die zwei stärksten Matrosen, die glüklicher Weise nüchtern geblieben waren, legten die längsten Bretter, die sie auftreiben konnten an die Felsenwand, beschlugen sie vorher mit starken

Nägeln, damit sie Fuß darauf fassen konnten, und versuchten auf solche Art die Felsenspize zu erreichen. Beiden wurde ein Tau um den Leib gebunden, theils damit sie aus dem Wasser könnten gezogen werden, wenn sie in das Meer stürzen sollten, theils damit sie an demselben uns andern nachhelfen könnten, wenn sie so glüklich seyn sollten, hinauf zu gelangen.

Mit pochendem Herzen standen wir den braven Seeleuten bei, den von ihrer Rettung hing auch die unsrige ab. Wir stemmten aus Leibeskräften das Bret gegen den Felsen: aber ach was vermochten unsere vereinten Kräfte gegen die Gewalt des Windes und des Meeres! Schon hatte der erste mit den Händen, das sparsame Gras oben auf der Höhe des Felsens gepakt, und suchte sich vollends an demselben hinauf zu helfen, als ein Windstoß, von einer furchtbare Welle begleitet, unversehens so gewaltig an das Schiff schlug, daß wir alle mit dem Bret, das wir hielten, über den Haufen fielen, und der Unglükliche, der sich ohne Stüze an den schwachen Grashalmen auf dem Felsen nicht zu halten vermochte, herabstürzte, und den Kopf an den niedrigen Klippen zerschellte, auf welchen unser Schiff aufsaß. Wir thaten alles mögliche zu seiner Rettung; allein vergebens: es war kein Lebensfunken mehr in ihm.

Glüklicher als er war sein Gefährte. Der Unfall seines Freundes hielt ihn nicht ab, nochmals den gefährlichen Versuch zu wagen. Zu unser aller unaussprechlicher Freude stand er nach wenigen Minuten auf der Felsenspize. Auf sein Verlangen banden wir ihm vor allen Dingen an das Seil an seinem Leibe, einen zugespizten Pfahl, den er in eine Felsenrize schlug, um das Tau daran zu befestigen. Wer sollte nun nach ihm den ersten Versuch wagen? Ich erbot mich dazu und Emmerich wollte mir folgen. —

Sollte man wohl glauben, daß ich auch in einer so entscheidenden Stunde, noch Sinn für die Güter dieser Welt behielt? Ja, ich vergaß wirklich meinen Mammon nicht, und füllte meine beiden Taschen mit meinen Guineenrollen. Ohne sie würde ja meine Reise zu Wasser geworden seyn. Ich nahm mir vor, sie einzugraben, und unter glüklicheren Umständen wo möglich wieder aufzusuchen.

Mit Gold bepakt unternahm ich also das gefährliche Wagestük. Zwei Minuten musten über Leben oder Tod bei mir entscheiden. Ich wählte zur Besteigung des Brettes einen Augenblik, wo ein vorbeigegangener heftiger Windstoß eine kurze Ruhe hoffen ließ. Das Tau wurde mir von dem Felsen herab zugeworfen. Ich befestigte das eine Ende

davon

davon an meinem Leibe; das andere war an den Pfahl auf dem Felsen gebunden, und wurde noch überdieß von dem wakern Jak fest gehalten. So stieg ich mit aller mir möglichen Fassung und Besonnenheit das schwanke Bret hinauf, und erreichte glüklich den Gipfel des Felsen. Emmerich folgte mir ohne Unfall nach, und sein und mein Beispiel machte allen andern Muth. Viele aber hätten beinahe das Schiksal unseres ersten Freundes gehabt. Sie glitten aus, und nur das Seil um den Leib vermochte sie zu retten.

Schon waren sieben und zwanzig Menschen in Sicherheit, als zwei ungeheure Wogen über das Schiff herstürzten, und es vollends prasselnd in den Grund versenkten. Ein herzzerreissendes Angstgeschrei der Zurükgebliebenen füllte die Luft, dann wurde es plözlich stille, und wir hörten nichts mehr, als das Brausen der Wogen und des Windes. Der Matrose mit den abgebissenen Beinen, befand sich unter den Verunglükten. — Wohl ihm, wann der Hai ihn früher ganz verschlungen hätte!

Stumm, mit engbeklemmter Brust standen wir da, und sahen stier in die Tiefe hinab, die ganz mit den Trümmern des Schiffes bedekt war. Mehrere Minuten lang vermochte keiner ein Wort auszusprechen, bis endlich bittere Thränen über das unglükliche

Loos unserer untergegangenen Freunde den gepreßten Herzen Luft machten. Schon fingen ihre Leichname an, auf der Oberfläche der See umher zu schwimmen. Mancher wäre vielleicht noch zu retten gewesen, wenn wir seiner hätten habhaft werden können; allein die Küste war zu hoch und zu steil, und selbst an den niedrigsten Orten war die durch den Sturm vermehrte Brandung (das Brechen der Meereswogen) so stark, daß es gänzlich unmöglich war ihnen beizukommen.

Wir unserer Seits waren vom Regen ganz durchnäßt, und hatten bei dem fortdauernden Sturm viel zu leiden. Dieß machte uns indeß noch nicht den größten Kummer: Noch viel mehr beunruhigte uns die Ungewißheit über das Land und die Menschen, unter welchen wir uns befanden. Nach den lezten Beobachtungen vermutheten wir, daß das Schiff an den Küsten von Senegambien gescheitert sey; in welcher Gegend und bei welchen Völkern, — dieß mußten wir erst gewärtigen. Rings um uns her erblikten wir keine lebende Seele. Wir beschlossen also, uns erst in der Nähe eines Gehölzes, ein Obdach gegen Wind und Regen zu bauen, Feuer anzuschüren, und unsere Kleider zu troknen, sodann landeinwärts zu gehen, und Hülfe bei den Eingebornen zu suchen. Vorsichtigere Seeleute als wir hät-

ten statt Gold, Aexte, Sägen, Meisel, Nägel, Feuerzeuge, Mundvorrath mitgenommen, ohne welche unsere Lage anfangs noch viel betrübter gewesen seyn würde. Gar bald brachten wir eine Hütte zu Stande; Feuer loderte um uns her, und in kurzem genossen wir das schon lang entbehrte Vergnügen, wieder trokene Wäsche auf dem Leibe zu tragen.

XX.

Der Verfasser und seine Unglüksgefährten stoßen auf ein Lager der Mauren. Ihre Aufnahme in demselben. Sitten und Lebensart dieser Völker.

Als wir uns etwas erholt hatten, beschlossen wir sämtlich landeinwärts zu gehen, möchte auch für uns daraus erwachsen was da wollte. Ohne Schießgewehr und andere Waffen war es unmöglich, uns Nahrung in dieser menschenleeren Gegend zu verschaffen, und uns gegen die Anfälle wilder Thiere zu vertheidigen. Wir waren nicht einmal mit Kochgeschier versehen; und mußten uns also, wenn der geringe Mundvorrath, den wir aus dem Schiffe gerettet hatten, aufgezehrt war, entschließen, von rohen Wurzeln und Kräutern zu leben.

Ich entfernte mich von meiner Gesellschaft, betrachtete aufmerksam den Stand der Sonne und die Gegend, in der wir uns befanden, entwarf mir

auf einem Stük Papier, das ich zufällig in der Tasche hatte, eine Zeichung davon, um mir die Ansicht desto fester in das Gedächtniß einzuprägen, machte hierauf mit meinem Messer ein Loch, unter einen einzeln stehenden hohen Baum, und vergrub in dasselbe mein Gold. Ein gleiches that Emmerich unter einen andern Baum. Nur wenig Geld behielten wir auf jeden Fall in unserer Börse zurük.

Unsere ganze Gesellschaft trat nun den Marsch in das Innere des Landes an. Wir fanden bald Spuren, daß es bewohnt war; den ganzen Tag aber sahen wir keine lebende Seele. Erst gegen Abend entdekten wir in weiter Ferne eine Art von Dorf. Es bestand aus runden Hütten, die sämtlich einem Kohlenmeiler nicht unähnlich sahen. Wir machten Halt und berathschlagten, ob wir noch diesen Abend dem Orte zugehen, oder die Nacht lieber in einem Gebüsche verborgen zubringen sollten. — Der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel sich aufgeklärt; wir hatten eine warme und schöne Nacht zu hoffen: Es wurde daher einmüthig beschlossen den Morgen abzuwarten. Wir hatten da viel bessere Gelegenheit, die Menschen, unter die wir uns wagten, zu beobachten, und uns nöthigenfalls gegen sie zu vertheidigen. Zu unserer Sicherheit wurden Schildwachen ausge-

stellt, und verabredet, kein Feuer anzuschüren, um unsere Gegenwart durch nichts zu verrathen.

Die Nacht ging ruhig vorüber. Als endlich der Tag erschien, gingen wir sämtlich, nicht ohne Herzpochen, der Entscheidung unseres Schiksals entgegen.

Bald sahen wir von einem Hügel herab, hinter einigen Bäumen verstekt, eine Gesellschaft von Weibern und Männern mit langen Bärten, borstigen Haaren, großen Ohren, schreklichem Blike, alle dunkelbraun von Farbe, um ein loderndes Feuer herum sizen, und, wie es schien, ihr Frühstük bereiten.

Die Physionomie dieser Leute behagte uns nicht. Verschiedene Personen aus unserer Gesellschaft, welche die Afrikanische Küste schon bereiset hatten, vermutheten es seien Mauren. Eine Menge Kameele, Pferde, Kühe, Ziegen, Schafe und anderes Vieh, das in der Ferne weidete, bestätigte sie in dieser Vermuthung. War dieselbe gegründet, so kam es darauf an, von welchem Stamm sie waren. Manche Stämme sind gastfrei und gütig gegen Fremde gesinnt; bei andern erstikt Raubsucht und Hang zur Grausamkeit jedes bessere Gefühl.

Entschlossen, uns gelassen in unser Schiksal zu fügen, es möchte nun sich wenden, wie es wollte, gingen wir dem Dorfe zu. Kaum wurden wir wahrge-

nommen, so sprangen alle nach ihren Waffen, die theils in Speeren, theils zu unserer Verwunderung in Feuergewehr bestanden. Wir schlugen so wie wir uns näherten, die Hände kreuzweise über die Brust zusammen, und breiteten dann zum Zeichen des Friedens die Arme gegen sie aus.

Sobald sie sahen, daß wir wehrlos waren, und mit bittenden Geberden ihnen entgegen kamen, sezten sie ihre Waffen zur Erde und ließen uns ruhig heran kommen. Unser Anblik schien ihnen nicht fremd; sie mußten der Europäer schon mehrere gesehen haben, und diese Wahrnehmung erfüllte uns aufs neue mit Furcht und Hofnung. Von der guten oder schlimmen Behandlung, die sie unter ihnen erfahren hatten, hing wahrscheinlich unser eigenes Schiksal ab.

Einer aus unserer Gesellschaft, der glüklicher Weise ein wenig von der Arabischen Sprache verstand, wie sie in Marokko und an der Küsten der Sahara gesprochen wird, ging voraus, und redete die Unbekannten an. Zu unser aller großen Freude wurde er verstanden, und zwar nicht sonderlich freundlich, aber doch auch nicht auf eine abschrekende Art von ihnen aufgenommen. Bald standen in diken Schaaren Männer, Weiber und Kinder um uns her, und begafften uns eben so neugierig als wir sie. Die Männer trugen weite Hosen, die bis zur Ferse

hinab reichten, und einen Wamms von blauem Zeug. Ein Dolch stekte in ihrem Gürtel. Ein Theil von ihnen ging barfuß, andere hatten Pantoffeln von Safian an den Füßen, und einen Mantel von feiner weißer Wolle über die Schulter. Die Frauen hingegen trugen einen Schleier oder ein Stük weissen Baumwollenzeug über dem Kopf, lange weite Beinkleider, ein Hemd mit weiten Aermeln mit ei- einem Gürtel zusammen gebunden, und einen Mantel. Sie waren alle dunkelbraun, sahen aber sehr frisch aus, und waren zum Theil recht hübsch, ihre großen, schwarzen, feurigen Augen, belebten ihre ganze Bildung; nur durch die blaue Schminke, womit sie Wangen und Augenbraunen beschmierten, wurden sie etwas entstellt.

Sobald ihnen zu verstehen gegeben wurde, daß es uns an Lebensmitteln fehlte, sezten sie uns Näpfe mit Milch, geröstetes und in Milch gekochtes Gerstenmehl und Widder- und Schaffleisch vor. Auch Honig und Heuschreken wurden uns angeboten, wir lehnten aber leztere höflich ab.

Die Nachricht von unserem Schiffbruch veranlaßte eine sichtbare Bewegung unter ihnen. Wir sahen, daß sich ein Theil der Männer eiligst zu einem Auszug rüstete. Sie bestiegen ihre Pferde und sprengten der Küste nach der Gegend zu, aus der

wir gekommen waren. Wahrscheinlich lokte sie die Hofnung dahin, einen Theil der Waaren von dem gescheiterten Schiffe aufzufangen, und dieß war, wie sich in der Folge zeigte, wirklich der Fall. Sie erschienen nach drei Tagen wieder mit einer Menge Kleinigkeiten, und es wurden sogleich Kameele abgeschikt, um die Kisten und Fässer abzuholen, welche sie an das Land gezogen hatten.

Uns Gestrandeten ging es indessen unter unsern Maurischen Wirthen nicht übel. Wir wurden gut gespeist und ziemlich artig behandelt. Wir hatten Gelegenheit, während unsers Aufenthaltes, unter ihnen ihre Sitten, Gewohnheiten und Lebensart zu beobachten, die beinahe ganz so waren, wie uns in der Bibel die Lebensweise der Nomaden beschrieben wird. Jeder Stamm dieser Völkerschaft war, wie wir hörten, in Horden getheilt, wovon jede einen Strich Landes für ihr Vieh besaß. Das was wir in der Ferne für ein Dorf hielten, war nichts als ein Lager; die Häuser, nichts als Gezelte mit Zeugen aus Ziegen- und Kameelhaaren gedekt, die von den Weibern gesponnen und gewebt wurden. Sie bereiteten auch recht artige Teppiche, und gerbten Leder zu Sattel und Zeug für ihre Männer. Ihr Hausgeräthe war aber armselig genug: es bestand blos in einigen Kisten und zwei Säken mit Ge-

krümpel, welche ihnen bei der Veränderung ihres Lagers, von den Kameelen nachgetragen wurden, denn so oft ein Stük Landes abgeweidet war, bezog die ganze Horde ein anderes Stük. Milch und Wasser wurde von ihnen in Bokshäuten aufbewahrt. Ob aber gleich die Viehzucht ihr Hauptgeschäfte war, so besäeten sie doch auch nach der Regenzeit eine Menge Feldstüke, mit Hirse, Gerste, Waizen, wobei der Saame mit einem Kameel in die Erde geakert wurde. Von bestimmten Handwerken, wie bei uns, wissen sie nichts; doch verfertigen manche unter ihnen mit großer Geschiklichkeit, Messer und Gewehre von Eisen.

Die Mauren sind Muhamedaner, es ist daher die Vielweiberei unter ihnen eingeführt. Mancher Hausvater hat vier Frauen, und oft zwölf und noch mehr Kinder. So oft er sich aufs neue vermählt, wird zur Feier des Hochzeittages, ein Kameel und Federvieh in Menge geschlachtet; alle seine Freunde und Verwande nehmen Theil an den frohen Tänzen, welche das Freudenfest beschließen. Wird eine Mutter glüklich von einem Knaben entbunden, so bemahlt sie sich, zum Zeichen ihres Vergnügens, vierzig Tage lang das ganze Gesicht schwarz. Ist es aber ein Mädchen, so ist die Freude nur halb so

groß; auch wird ihr Gesicht nur zur Hälfte und nur auf zwanzig Tage gemahlt.

Je fetter ein Mädchen ist, für desto schöner wird es gehalten. Um ihren natürlichen Anlagen zur Schönheit, zu Hülfe zu kommen, läßt man sie reichliche Portionen Kameelmilch trinken, und mästet sie aufs beste. Besizen sie nun dabei auch zur Erhöhung ihrer Reize, recht lange Zähne, so hat der Vater Hofnung, ein ansehnliches Stük Geld oder viel Vieh aus ihnen zu lösen, denn wenn sich ein Freier findet, so muß er sie dem Vater abkaufen: Unentgeltlich wird selten ein Mädchen einem Manne gegeben. — Auch diese Gewohnheit erinnert an die Sitten der Erzväter.

Ist eine Frau verheurathet, so ist von nun an ihre Pflicht, für Menschen und Vieh in dem Hause ihres Herrn zu sorgen. Ich sage ihres Herrn, denn sie ist im Grunde nichts anderes als seine Magd. Sie darf nicht mit ihm, selbst mit seinen Söhnen nicht speisen, muß ihm dem Steigbügel halten, wenn er sich zu Pferde sezt, und allerlei niedrige Dienste verrichten. Die Weiber überhaupt werden für geringere Geschöpfe gehalten, als die Männer, und man läßt sie dieß auf alle Art empfinden.

Die Kinder der Mauren werden nicht ohne Sorgfalt erzogen. Man lehrt sie arabisch lesen und

schreiben, unterrichtet sie fleißig in der muhameddanischen Religion, und gewöhnt sie frühzeitig den Dolch zu führen. Im ganzen herrscht aber eine außerordentliche Unwissenheit unter diesem Volk. Sie glauben in andern Ländern gebe es weder Sonne noch Mond, weder Bäume noch Kameele und anderes Vieh, weder Waizen noch Gerste.

Obgleich die Mauren Muhameddaner sind, so haben sie doch keine Moscheen oder Kirchen. Wie könnte das auch seyn, da sie jeden Monat, ihres Viehes wegen, ein paarmal ihren Wohnsiz verändern müssen? Sie versammeln sich zu ihrer Andacht unter freiem Himmel. Ihr Priester, den sie Talbu nennen, hat ein wollenes halb weißes halb rothes Stük Zeug um seinen Körper geschlagen. Zu ihrem Gottesdienst wird aber kein Christ zugelassen; ich weiß daher nicht was dabei vorgeht.

Ihre Fürsten sind zugleich ihre Richter. Nie werden geborne Mauren von ihnen zu körperlichen Züchtungen, sondern immer nur zu Geldstrafen oder Strafen an Vieh verurtheilt. Nur gegen die Neger, ihre abgesagten Feinde, mit denen sie in beständigen Kriegen leben, wird der Tod erkannt.

Auf solche Art leben sie meistens sorglos und glüklich, bis zu einem hohen Alter; ob sie gleich weder von Aerzten noch Apothekern wissen. Die Kin-

derpoken, bisweilen auch die Ruhr und andere Seuchen, richten indeß von Zeit zu Zeit große Verheerungen unter ihnen an. Bei dem Sterben ihrer Verwandten lachen und weinen sie. Sie suchen sie zu bereden noch länger bei ihnen zu bleiben, wenn es aber doch gestorben seyn muß, so beerdigen sie feierlich den Leichnam, und bedeken das Grab mit einem großen Steinhaufen, damit Hyänen, Schakals und andere Raubthiere, den Körper des Verschiedenen nicht aus der Erde wühlen und auffressen.

Vier Wochen lang brachten wir auf solche Art bei diesem Völkchen zu. Wir hörten mit Vergnügen, daß wir uns nur einige Tagreisen weit von der französischen Insel St. Louis an der Mündung des Senegal befänden. Als Deutscher hatte ich diese Nation nicht zu fürchten; im schlimmsten Fall waren aber auch die Engländer entschlossen, sich lieber auf Gnade und Ungnade in ihre Arme zu werfen, als hier zu bleiben.

Je länger wir uns bei unsern Wirthen befanden, desto schmäler wurden uns unsere Portionen zugeschnitten. Es ist, wie wir in der Folge hörten, die Gewohnheit der Mauren, und vielleicht noch anderer gastfreier Völker, Fremden die undelikat genug sind, ihre Gü*° zu lange zu mißbrauchen, so lange an ihrer täglichen Ration abzubrechen, bis sie

endlich von selbst gehen. — Wir verstanden sie bald; aber es war unmöglich sie zu verlassen, ohne uns neuen Gefahren auszusezen. Einige von uns sollten, unserer Abrede gemäß, sich erst allein nach den französischen Forts, an den Ufern des Senegal, verfügen, um zu forschen, auf welche Art die übrigen, besonders die Engländer, dort aufgenommen werden würden. Emmerich und ich, als Deutsche, wurden zu dieser Gesandschaft ernannt. Sechs Engländer wagten es auf gut Glük uns zu begleiten. Alles kam nun jezt darauf an, die Mauren bis zu unserer Zurükkunft in einer guten Stimmung zu erhalten, und sie zu bewegen, uns gegen die Angriffe anderer herumschweifender Horden, eine hinlängliche Bedekung, bis an die Grenze des französischen Gebietes zu bewilligen.

Wir suchten zu dem Ende unsere ganze Barschaft zusammen, boten ihnen die Hälfte davon, als eine Belohnung für ein sicheres Geleite an, und bezahlten mit dem übrigen die Lebensmittel, die sie unsern zurükgelassenen Freunden in unserer Abwesenheit abliefern würden.

Dieses Mittel that wirklich die gewünschte Wirkung. Unsere Wirthe wurden freigebiger und freundlicher. Sie machten sogleich Anstalt zu unserer Bedekung, und als der festgesezte Tag erschienen war,

sezten sich zwölf rüstige junge Männer mit uns zu Pferd.

Wir versprachen bald möglichst zurükzukommen, und zu St. Louis alles anzuwenden, unsern zurükgebliebenen Unglüksgefährten eine günstige Aufnahme zu verschaffen.

XXI.

Reise nach der Sankt Louis-Jusel. Sie werden von einer Horde räuberischer Mauren überfallen und gerathen in Sklaverei.

Der erste Tag unserer Reise wurde glüklich zurük gelegt. Wir brachten die Nacht unter befreundeten Stämmen unserer Begleiter zu, und wurden gastfrei von denselben aufgenommen. Den nächsten Morgen sezten wir mit Tages Anbruch unsern Weg fort. Schon hatten wir Hofnung, bald die Grenze des französischen Gebietes zu erreichen, als wir einen Schwarm herumschweifender Mauren mit Säbeln, Dolchen, Wurfpfeilen, Flinten und Pistolen bewafnet, eine Anhöhe herab auf uns lossprengen sahen.

Ihre Bewegung versprach wenig Gutes. Wir sezten uns auch sogleich in Positur sie gehörig zu empfangen, im Fall sie wirklich feindliche Absichten haben sollten. Sie waren uns an Zahl weit über-

legen: Unser waren nur zwanzig, der Feinde mehr als hundert. Sobald sie uns nahe genug waren, riefen sie uns mit wüthenden Geberden zu, wir sollten uns ergeben, und um ihren Worten mehr Gewicht zu verschaffen, unterstüzten sie solche mit einigen Flinten und Bogenschüssen, wovon zwei von den Unsrigen verwundet wurden. Ueber ihre feindseligen Gesinnungen war nun kein Zweifel mehr. Wir antworteten ihnen mit Pfeilen und Flintenkugeln, und sahen daß mehrere von ihren Leuten stürzten. Meine Mauren schrieen dabei, sie seyen blos der Vortrab eines zwanzigmal stärkeren Haufens, der nachfolgte; allein es wurde ihnen kein Glaube beigemessen, und sie verfehlten ihre Absicht, dem tollen Schwarm Furcht einzujagen. Bloß so viel bewirkten sie, daß nach der Seite, woher wir gekommen waren, einige Kundschafter ausgeschikt wurden.

Hätten wir auf der weiten Ebene, die hinter uns lag, ein Gehölz oder sonst einen schiklichen Ort gefunden, unsern Rüken zu deken, so würden wir uns vielleicht noch lange gehalten haben; auf der Baum- und Gebäudeleeren Fläche aber, auf welcher der Angriff geschah, wurden wir von den überlegenen Feinden bald umringt und entwafnet.

Kaum waren wir in ihrer Gewalt, so rissen sie uns die Kleider von dem Leibe, und plünderten

uns aus. Aller Widerstand war vergeblich; wir wurden unbarmherzig mit Schlägen gemißhandelt, und in wenigen Minuten standen wir splitternakt vor ihnen. Wir waren in die Hände des rohesten Stammes, der mit unseren Wirthen in ewigem Krieg lebte, gefallen. Bald wurden sie selbst unter einander uneinig über die Theilung. Jeder wollte den schönsten Gefangenen haben. Sie fingen an sich unter einander zu schlagen, und rissen uns dabei beinahe in Stüken. Eine halbe Stunde lang wurden wir umhergezerrt und elendiglich zerstoßen. Alles Bitten, alles Flehen war vergeblich; wir erhielten nicht eher einige Ruhe, als bis der stärkere Theil den schwächeren übermannte, und uns in Besiz nahm.

Unter Geiselhieben wurden wir nun in das Innere des Landes fortgetrieben. Wir mußten in der entsezlichen Hize, zwischen den Wendekreisen, Schritt halten, mit den Pferden und Kameelen, barfuß über den brennenden Sand und die spizigen Kiesel weglaufen. Sobald wir nachließen, wurde unbarmherzig die Geisel über uns geschwungen.

Drei Tage lang ängstigten uns unsere hartherzigen Ueberwinder, und ließen uns, um unser Elend noch größer zu machen, vor Hunger und Durst beinahe verschmachten. Am vierten Tag sank

ich

sich nieder. Meine Kräfte waren erschöpft, und die grausamsten Mißhandlungen brachten mich nicht mehr auf die Füße. Mir blieb keine andere als die lezte Hofnung der Unglüklichen: der Tod.

Als meine Peiniger endlich sahen, daß es mir ganz unmöglich war weiter zu kommen, luden sie mich auf ein Kameel, und schleppten mich so mit sich fort. Meine übrigen Reisegefährten hatten noch etwas mehr Kräfte und mußten länger leiden. Bald aber befand ich mich in einem neuen kläglichen Zustand. Ich saß nakt auf dem rauhen Rüken eines Kameels, daß in raschem Schritte einher getrieben wurde: bald ritte ich mich wund und blutig. Hundertmal veränderte ich, um mir Linderung zu verschaffen, meinen Ort; ich vervielfältigte nur meine Wunden, und mit denselben meine Leiden. Bitten und Klagen waren vergebens. Meine Peiniger hörten nicht auf mich, oder antworteten mir mit Peitschenhieben.

Gegen Abend machten wir halt, und ich ward von dem Kameel herabgerissen. Es wurde Feuer geschürt, und ob wir uns gleich kaum noch bewegen konnten, wurde uns doch noch der Befehl ertheilt, dürre Wurzeln aufzusuchen und auszureissen, um die Flamme damit zu unterhalten.

Die Mauren rührten jezt Mehl und Wasser in einem hölzernen Gefäße an, und warfen glühende

Kieselsteine hinein, anstatt den Brei zu kochen. Es wurde auch eine Grube gegraben, mit Steinen ausgelegt, und wie ein Bakofen geheizt. Eine wilde Ziege die sie geschossen, abgebalgt und ausgeweidet hatten, wurde, als das Feuer aus dem Loch genommen war, auf die Feuerstätte gelegt, und mit Steinen und Sand zugedekt, worauf wieder Feuer angeschürt wurde. In weniger als einer Stunde war der Braten fertig, und konnte verzehrt werden.

Wir lechzeten vor Durst und Hunger, und warfen gierige Blike auf das Abendmahl unserer Feinde: Nichts aber wurde uns davon zu Theil, als eine Schüssel voll von dem ekelhaften Brei, den sie angerührt hatten, und die beinahe ganz abgenagten Knochen, die uns wie Hunden in den Sand hingeworfen wurden. Dessen ungeachtet fielen wir hastig darüber her, und verschmäheten noch viel weniger den Gerstenbrei, der uns in diesem Augenblik ein recht delikates Gericht zu seyn schien. — Ach gute Aeltern, wie oft gedachte ich euer bei jener Abendmahlzeit! Wie glüklich wäre ich gewesen, wenn ich damals einen kleinen Theil der nahrhaften und gut zugerichteten Speisen gehabt hätte, die ich so oft an eurem Tisch verschmähete! Was hätte ich nicht für einen Trunk frisches Wasser, für ein weiches Bett gegeben, in welchem mein mit Wunden bedekter

Körper hätte ausruhen und genesen können! Dies alles achtete und schäzte ich nicht bei euch. Eitle Reue! vergebliche Wünsche! Ich mußte halbgesättigt mit einem kleinen Becher voll stinkenden Wassers, und einem Lager auf dem Sande, vorlieb nehmen, wobei ich kein anderes Kopfkissen hatte, als einen Stein.

Noch wartete meiner die härteste Prüfung. Ich sollte den folgenden Tag wieder gehen, und unser Weg führte uns durch eine weite Ebene von weißem Sand, ganz sparsam mit Farrenkraut besezt, und von einigen Pflanzen durchbrochen. — Der Zug brach mit Tagesanbruch auf. Bald brannten mich die von der Sonne erhizten runden und platten Kieseln, womit der Sand bestreuet war, auf meinen wunden Füßen wie Kohlen. In kurzem erblikten wir keinen Grashalm mehr, so weit das Auge reichte. Feurige Dünste schwebten am Horizont; kein Vogel, kein Insekt flog; tiefes Stillschweigen herrschte rings um uns her in der ganzen Natur. Glühende nie kühlende Winde weheten, wobei uns die Lippen aufsprangen, und die Haut vertroknete. Nun denke man sich dabei noch unsere Mattigkeit, unsere Wunden, und die grausamen Geiselhiebe, womit wir angetrieben wurden! O wie oft gedachte ich deiner Erzählung, guter John! wie wenig ließ ich

mir damals träumen, daß ich einst selbst die afrikanischen Wüsten als einer jener unglüklichen Sklaven durchwandern würde, deren trauriges Loos du mir schildertest!

Wir schlossen aus der Wüste, in der wir uns befanden, daß die Mauren sich nicht dem Senegal, sondern mehr der Sahara näherten. Dieß war auch wirklich der Fall. Sie bewohnten einige Streken in der Einöde, und machten von daher Ausfälle gegen den Senegal hin, wo sie anderen Maurischen Stämmen, mit denen sie in immerwährendem Krieg lebten, das Vieh wegtrieben, und alle Gefangenen, die sie machten, mit sich fortschleppten. Nicht selten wagten sie sich auch rottenweise über den Senegal hinüber, und überfielen und plünderten die Neger auf der andern Seite.

Gegen Abend kamen wir endlich an unserem Bestimmungsort an. Wir hofften hier einige Ruhe zu finden; es warteten unser aber neue Leiden. Wir hatten als Sklaven alle ersinnliche Mißhandlungen von den Weibern und Kindern unserer Feinde zu erdulden. Wir wurden von einem Orte zum andern gestoßen; bekamen Fußtritte, von denen wir hinstürzten, Faustschläge, Rippenstöße mit den Flintenkolben. Die Knaben machten sich ein eignes Vergnügen, uns Steine an den Kopf zu werfen, die

Mädchen gossen uns das Wasser, nach dem wir lechzeten, ins Gesicht die Weiber zogen uns bei den Haaren herum, stachen uns und zerfleischten unsere nakten Körper mit ihren langen Nägeln.

Der erste Empfang war jedoch für uns am härtesten. Sie wurden nach und nach ihres Muthwillens müde, und ließen uns in Ruhe. Unser Hunger wurde auch in etwas mit Straußenfleisch und Kameelmilch gestillt, und die einbrechende Nacht verschaffte unsern müden Gliedern einige Erholung. Ich wählte mir meinen Ruheplaz, in dem diken Gras eines kleinen Baches, an welchen die Gezelte der Mauren aufgeschlagen waren, und verfiel bald in einen tiefen und stärkenden Schlaf.

Den folgenden Tag wurden wir ausgeschikt, um wilde Beeren, Wurzeln und Schneken aufzusuchen, welche in der Folge beinahe unsere einzige Nahrung ausmachten. Nur selten bekamen wir etwas Kameelmilch, noch seltener Fleisch oder vielmehr Knochen.

Nach vierzehn Tagen wurde das Lager abgebrochen, weil in dieser Gegend nicht mehr hinlängliches Futter für die Heerden war. Wir mußten beinahe ganz allein, nebst andern Sklaven, diese schwere Arbeit verrichten, und wurden bei dem gering-

sten Versehen unbarmherzig geprügelt. Auch die Aeker musten vor dem Abzug der Horde von uns bestellt werden, denn immer wird eine gewisse Streke Land mit Gerste, Mais, Hirse und anderm Getreide besäet, das in der Abwesenheit der Mauren heranwächst, und nach ihrer Zurükkunft dann abgeerndet werden kann.

Nach einem neuen ziemlich beschwerlichen Marsch, kamen wir in der Nähe des Waldes Sahel an. Unser Zug lagerte sich unweit des Sees Kaiar, und ließ seine Zelten aufschlagen. — Es war damals die Zeit, wo der Gummi eingesammelt wird. Außer dem Walde Sahel befinden sich in jener Gegend noch zwei andere große Waldungen Lebiar und Afarak genannt, die aus lauter Gummibäumen bestehen, welche dem Akazienbaum nicht unähnlich sind. Sie haben dornige Aeste und schmale, rauhe immer grüne Blätter. Die Blüthe ist weiß; die Frucht besteht in Körnern, die sich wie Erbsen in Schotten befinden. In diese Waldungen verfügten sich meine Mauren, um ihren Gummivorrath zu sammeln, den sie an die Europäer gegen blaue indische Zeuge verhandeln wollten. Sie ließen sich zu dem Ende von allen ihren Sklaven begleiten, die mit Scharreisen versehen waren, um den Gummi, der gleich nach der Regenzeit, als ein klebriger Saft

durch die Rinde der Bäume schwizt, und an der Luft verhärtet, abzukrazen.

Ueber vierzehn Tage lang brachten wir mit diesem Geschäfte zu. Oft regte sich während desselben in mir der Gedanke, unter dem Schuz des diken Gehölzes zu entfliehen. Ich besprach mich darüber mit Emmerich; was wurde aber durch unsere Flucht gewonnen?

Wir befanden uns ohne Waffen ohne Lebensmitteln in einem unbekannten Lande, mitten unter einem rohen gefühllosen Volke, von dem nur das schlimmste zu erwarten war. Wären wir eingeholt worden, so wäre es um unser Leben geschehen gewesen; wären wir entkommen, so mußten wir befürchten, um die Zeit der Gummierndte auf andere noch unbarmherzigere Horden in dem Walde zu stoßen, und in eine neue Sklaverei zu gerathen. Nächstdem ängstigte uns die Furcht vor wilden Thieren, und wenn wir allen diesen Gefahren entgingen, so wußten wir erst nicht, wo wir uns befanden, oder wohin das Schiksal uns führen würde. Es wurde daher beschlossen, einen günstigeren Augenblik zu unserer Befreiung abzuwarten.

XXII.

Versuch sich zu befreien. Erfolg desselben.

Der Gummihandel wird an der Gummiküste auf freiem Felde getrieben. Ueber tausend Fässer, jedes von 2000 Pfund, werden dort jährlich an die Europäer verhandelt. Wir hofften wenigstens einen Theil dieser Reise mit unsern Mauren machen zu dürfen: In der Nähe unserer Landsleute konnten wir dann, mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit, eines glüklichen Erfolgs einen Versuch zu unserer Flucht wagen. Wir täuschten uns aber in unserer Erwartung. Nur von inländischen Sklaven ließen sich die Mauren begleiten, und die Ausländer blieben zurük. Man schien zu ahnden, was wir im Sinne hatten, und vereitelte alle unsere Anschläge.

Gleich nach der Zurükkunft der Gummihändler, wurde das Lager aufgebrochen. Die Horde zog sich wieder südlich in die Nähe des Senegals. Diese Veränderung machte uns Freude. Wir kamen dadurch in ein besseres Land, und in die Nachbarschaft der Franzosen, die, wie ich bereits erwöhnt habe, verschiedene Forts an diesem Strome besizen. Unser feste Vorsaz war, zu entfliehen, so bald sich nur die mindeste Wahrscheinlichkeit zu unserer Rettung zeigen würde. Die Mißhandlungen von Seiten der Mauren dauerten fort; Einige

unserer Unglüksgefährten, waren schon unter ihren vielfachen Leiden erlegen; viele der übrigen wünschten sich den Tod; nur wenige nährten noch eine schwache Hofnung einer bessern Zukunft. Unsere maurischen Freunde, die uns begleitet hatten, und mit uns gefangen genommen wurden, waren nicht minder zu beklagen, als wir. Sie jammerten mich, wenn ich sah, wie viel sie unsertwillen zu dulden hatten.

Nach mancherlei Streifzügen gegen Osten und Westen, auf welchen beinahe jedesmal Beute und Sklaven eingebracht wurden, ward endlich beschlossen, auch einen Anfall auf die Neger am südlichen Ufer des Senegals zu wagen. Sogleich machte man Anstalt Flöße und Kähne zu zimmern. Wir mußten Bäume fällen und spalten, und alles was sonst noch nöthig war herbei schaffen. Zu unserer Ermunterung, fehlte es dabei nicht an gewaltigen Geiselhieben und unbarmherzigen Prügeln. Da alles Hand anlegte, so waren die benöthigten Fahrzeuge bald in Bereitschaft.

An dem Tag, der zum Uebergang über den Strom festgesezt war, wurde ein Theil der Pferde auf die Flöße gebracht; auf dem andern größeren Theil schwammen die Mauren über den Fluß. Die übrigen Fahrzeuge wurden nur mit Ruderern besezt,

XXII.

Versuch sich zu befreien. Erfolg desselben.

Der Gummihandel wird an der Gummiküste auf freiem Felde getrieben. Ueber tausend Fässer, jedes von 2000 Pfund, werden dort jährlich an die Europäer verhandelt. Wir hofften wenigstens einen Theil dieser Reise mit unsern Mauren machen zu dürfen: In der Nähe unserer Landsleute konnten wir dann, mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit, eines glüklichen Erfolgs einen Versuch zu unserer Flucht wagen. Wir täuschten uns aber in unserer Erwartung. Nur von inländischen Sklaven ließen sich die Mauren begleiten, und die Ausländer blieben zurük. Man schien zu ahnden, was wir im Sinne hatten, und vereitelte alle unsere Anschläge.

Gleich nach der Zurükkunft der Gummihändler, wurde das Lager aufgebrochen. Die Horde zog sich wieder südlich in die Nähe des Senegals. Diese Veränderung machte uns Freude. Wir kamen dadurch in ein besseres Land, und in die Nachbarschaft der Franzosen, die, wie ich bereits erwöhnt habe, verschiedene Forts an diesem Strome besizen. Unser feste Vorsaz war, zu entfliehen, so bald sich nur die mindeste Wahrscheinlichkeit zu unserer Rettung zeigen würde. Die Mißhandlungen von Seiten der Mauren dauerten fort; Einige

unserer Unglükgefährten, waren schon unter ihren vielfachen Leiden erlegen; viele der übrigen wünschten sich den Tod; nur wenige nährten noch eine schwache Hofnung einer bessern Zukunft. Unsere maurischen Freunde, die uns begleitet hatten, und mit uns gefangen genommen wurden, waren nicht minder zu beklagen, als wir. Sie jammerten mich, wenn ich sah, wie viel sie unsertwillen zu dulden hatten.

Nach mancherlei Streifzügen gegen Osten und Westen, auf welchen beinahe jedesmal Beute und Sklaven eingebracht wurden, ward endlich beschlossen, auch einen Anfall auf die Neger am südlichen Ufer des Senegals zu wagen. Sogleich machte man Anstalt Flöße und Kähne zu zimmern. Wir mußten Bäume fällen und spalten, und alles was sonst noch nöthig war herbei schaffen. Zu unserer Ermuntterung, fehlte es dabei nicht an gewaltigen Geiselhieben und unbarmherzigen Prügeln. Da alles Hand anlegte, so waren die benöthigten Fahrzeuge bald in Bereitschaft.

An dem Tag, der zum Uebergang über den Strom festgesezt war, wurde ein Theil der Pferde auf die Flöße gebracht; auf dem andern größeren Theil schwammen die Mauren über den Fluß. Die übrigen Fahrzeuge wurden nur mit Ruderern besezt,

und blieben leer, um die zu erwartende Beute und Sklaven herüber zu schaffen. Uns Gefangenen wurde die Ehre zu Theil, die Ruder zu führen, und Zeugen von dem Erfolg der Unternehmung zu seyn.

Die Landung ging glüklich von statten, und auch die Reiterei erreichte unbeschädigt das andere Ufer. Die Neger, anstatt uns den Uebergang streitig zu machen, hatten sich tiefer in das Land zurükgezogen. Es wurde sogleich Anstalt getroffen, sie aufzusuchen. Nur ein kleiner Theil der Mauren blieb, nebst den Sklaven, zur Bewachung der Fahrzeuge zurük; die übrigen sprengten auf ihren leichten Pferden flink davon, und waren uns bald aus dem Gesichte.

Heute, sprach ich leise zu Emmerich, heute Freund oder nie ist der Tag unserer Flucht: die jezige Gelegenheit erscheint vielleicht niemals wieder: wir müssen sie rasch und herzhaft benuzen. Gedenke an Willhelm Tell; wir haben einen Kahn und Ruder!

Ich wurde von Emmerich verstanden, und er gab mir Beifall. Ein heftiger Streit der sich unter den Mauren erhob, begünstigte unsere Flucht. Wir benuzten den Augenblik, wo das Gezänke am hizigsten war, und niemand auf uns achtete, sprangen in den Kahn und stießen vom Ufer. Ehe man

unsere Flucht gewahr wurde, hatten wir schon die Mitte des breiten Stroms erreicht, und wurden rasch auf demselben fortgetrieben. Als uns endlich die Mauren vermißten, waren wir ihnen schon beinahe aus den Augen. Ein Theil von ihnen sezte sich zu Pferd, verfolgte uns vom Ufer her mit Flintenschüssen, und wollte uns damit zwingen, wieder an das Land zu kommen. Allein der Strom war in dieser Gegend so breit, daß kaum eine Kugel bis an unser Boot reichte, und dann schossen die Mauren von ihren Pferden herab, so unrichtig, daß sie uns auch in einer größeren Nähe, schwerlich würden getroffen haben. Wir hatten aber nicht nur ihr Feuer allein auszuhalten; es wurde auch von dem andern Ufer auf uns geschossen, obgleich mit eben so wenig Erfolg. Weit mehr beunruhigte uns ein Kahn, der uns stark bemannt verfolgte. Aber eben weil er stärker besezt war, holte er uns nur langsam ein. Schon waren wir von dem Landungsort über eine deutsche Meile entfernt, als er uns auf einen Pfeilschuß nahe kam. Es wurde uns zugerufen, wir sollten halten und uns ergeben. Anstatt zu antworten, ruderten wir mit verdoppelter Kraft. Zum Glük hatten unsere Verfolger kein Feuergewehr bei sich. Gegen ihre Pfeile aber verwahrten wir uns mit Tüchern und anderm Geräthe,

das wir in dem Kahn angetroffen hatten. Durch diese Vertheidigungsanstalten aber versäumten wir Zeit; unser Fahrzeuge wogte langsamer, und wir wurden eingeholt. Mit rüstiger Hand ergriff ein Maurer unsern Kahn, und hielt ihn fest; mit noch rüstigerem Arm gab ich ihm einen so gewaltigen Ruder-Schlag auf die Hand, daß ich sie ihm zerschmetterte, und uns wieder frei machte. Ich rief Emmrich zu, er sollte aus aller Macht rudern; ich wollte allein die Vertheidigung unsers Fahrzeuges übernehmen. Dieß geschah. Einem zweiten von unserm Feinden, der sich über sein Boot stark nach dem unsrigen hervorlegte, um es zu paken, brachte ich einen Schlag an dem Kopf bei, der ihn so betäubte, daß er in den Strom stürzte. Die andern Mauren suchten ihn zu retten, und die Zeit, welche sie damit verloren, wurde schnell von uns zur Fortsezung unserer Flucht benuzt. Wir waren entschlossen, im Fall sie noch einen Versuch wagen sollten, uns bis auf den lezten Blutstropfen zu wehren, und in keinem Fall uns wieder in die Sklaverei, und zu einem schmählichen Tod schleppen zu lassen. Zwei von unsern Verfolgern waren verwundet, der eine vielleicht ganz gemordet worden; wir hatten daher von ihrer Rachsucht das schlimmste zu besorgen. Dieser Gedanke stärkte unsern Muth; die Verzweiflung gab

uns neue Kräfte. Ungeachtet mehrerer kleiner Pfeilwunden, die wir davon getragen hatten, führten wir die Ruder mit solcher Anstrengung, daß wir bald wieder einen neuen mächtigen Vorsprung gewannen. Das Boot unserer Feinde folgte dem unsrigen nur noch langsam nach. Bald gaben sie die Hofnung uns zu erreichen gänzlich auf, und schifften längst dem Ufer den Strom zurük.

Jezt athmeten wir wieder freier und frölicher. Die feindlichen Reiter hatten schon längst zurükbleiben müssen, weil sie an den morastigen Ufern des Flusses nicht fortkommen konnten. Nichts beunruhigte uns jezt mehr als unsere Ungewissenheit über die Gegend, wo wir uns befanden. Wir hatten zwar einige Lebensmittel in dem Kahn angetroffen; und so lange diese reichten, hatten wir nicht Ursache das Land zu betreten, und konnten den Strom getrost, vielleicht bis an das Fort Senegal, hinab schiffen. Unmöglich aber durften wir es wagen, einen unbekannten Strom, der, wie wir wußten, an manchen Orten gefährliche Wasserfälle hatte, auch in der Nacht zu beschiffen. Als es Abend wurde, mußten wir uns daher nach einem Ort umsehen, wo wir sicher übernachten konnten. Wir fanden ihn in einem Dikicht von Schilf, in welchem wir uns mit unserm Kahn verstekt hielten. Mehrere Negerbarken, die uns am

ersten Tag begegneten, hatten uns ungehindert pas- siren lassen. Wir schlossen daraus, daß sie in freund- schaftlichem Vernehmen mit den Europäern standen, und diese nicht sehr ferne seyn mußten. Unser Herz wurde dadurch mit neuem Muthe und neuen Hof- nungen erfüllt.

Auch der nächste Tag ging glüklich vorüber. Je weiter wir schifften, desto lebhafter wurde der Fluß. Wir wurden von den hin und wieder gehen- den Barken, in einer unbekannten Sprache, wohl mehrmals angerufen, und wir antworteten in der unsrigen, aber ohne weitere Folgen; jedes Fahrzeug sezte seinen Weg fort, und ließ uns ruhig ziehen.

Am dritten Tag begegnete uns zu unserer nicht geringen Freude ein europäisches Boot. Wir ruder- ten demselben zu, und fanden es mit Engländern be- sezt. Sie hörten mit Theilnahme unsere Geschichte, und versicherten, daß wir nur noch zwanzig englische Meilen von dem Fort Senegal, auf der Insel glei- ches Namens, entfernt seyen, deren sich die Englän- der während unserer Gefangenschaft bemächtiget hat- ten. Doppelt lieb war uns dieses Ereigniß, wegen unserer übrigen Unglüksgefährten, an deren Befrei- ung wir nunmehr thätig arbeiten konnten.

Muthig steuerten wir vollends den Strom hin- ab, und ehe es Abend wurde, sahen wir das Fort

Senegal vor uns liegen. Noch vor Sonnenuntergang ward es glüklich erreicht.

Als Fremde wurden wir sogleich, nach unserer Landung, von der Wache in Empfang genommen, und vor den Gouverneur geführt. Wir erzählten ihm die Geschichte unseres Schiffbruchs und unserer Gefangenschaft; er versprach, sich seiner zurükgebliebenen Landsleute thätig anzunehmen, und ob wir gleich nicht selbst von seiner Nation waren, so gab er doch großmüthig Befehl, uns auf seine Kosten mit Wäsche und Kleidung zu versehen, und an nichts Mangel leiden zu lassen. Unser Quartier ward uns in einem öffentlichen Gebäude angewiesen, und die kurze Zeit, die wir uns hier aufhielten, wurde sehr angenehm hingebracht.

Gleich den Tag nach unserer Ankunft, ließ der Gouverneur Juden rufen, die in beständigem Verkehr mit den Mauren stehen, und ertheilte ihnen den Auftrag, die gefangenen Engländer loszukaufen. Als nüzliche Unterhändler wandeln die Juden zwischen Mauren und Christen ungehindert einher, und haben auf ihren Reisen in das Innere des Landes selten Unannehmlichkeiten zu erfahren. Sie übernahmen daher ganz willig das Loskaufungsgeschäft und reiseten, unserer Angabe gemäß, an dem nördlichen Ufer des Senegals hinauf, wo sie wirklich

noch die Araber trafen. Der Handel kam bald in Richtigkeit. Sie bezahlten für einen Engländer den Werth von zwei Kameelen, und alle wurden ihnen sogleich ausgeliefert. Nach vierzehn Tagen kamen sie, nebst einigen gefangenen Mauren von unserer Bedekung, die auf unsere Bitte ebenfalls losgekauft wurden, in das Fort Senegal zurük, und wir umarmten mit unbeschreiblicher Freude unsere Unglüksgefährten.

Sie hatten um unsererwillen von den rasenden Mauren viel zu erleiden gehabt. Ihre ganze üble Laune über unsere Flucht, und die Verwundung ihrer Brüder, wurde an ihnen ausgelassen. Schläge und die übelste Behandlung waren von dort an mehr als jemals an der Tagesordnung. Wie erwünscht ihnen also die Juden mit ihrem Lösegeld kamen, läßt sich leicht denken. Uns Flüchtlingen aber wurde vom Herzen alles verziehen; denn hätten wir nicht den kühnen Versuch unserer Befreiung gewagt, und den Statthalter von ihren Schiksalen benachrichtiget, so würden sie vielleicht lebenslang in der härtesten Gefangenschaft geschmachtet haben.

XXIII.

Julius sucht seine vergrabenen Guineen auf. Goldgruben in Bambuk. Fliegende Fische.

Je großmüthiger der englische Gouverneur uns unterstüzte, desto weniger waren wir geneigt seine Güte zu mißbrauchen. Nichts wünschten wir daher sehnlicher als unseres vergrabenen Goldes wieder habhaft zu werden; um selbst für unsern Unterhalt sorgen, und unsere Reise ungehindert fortsezen zu können. Würde es nicht wieder gefunden, so blieb uns kein anderer Weg übrig, als uns auf irgend einem Schiffe als Matrosen zu verdingen, und unseren Unterhalt, durch unserer Hände Arbeit zu verdienen.

Wir waren entschlossen alles zu wagen, um die Gegend wo wir Schiffbruch gelitten hatten, wieder zu entdeken. Die Reise dahin aber zu Land zu unternehmen, hielten wir, nach dem was uns begegnet war, nicht für rathsam. Wer konnte uns bürgen, daß nicht wieder eine räuberische Maurenbande im Hinterhalt liegen, und auf unser Verderben lauren würde? Es wurde daher beschlossen, den Gouverneur um ein bemanntes Boot zu bitten, und damit die Seeküste entlang, bis zu dem Felsen zu steuern, an welchem wir Schiffbruch gelitten hatten. Das Bild desselben hatte sich so tief in unsere Seele eingeprägt,

daß wir ihn unter tausend andern Klippen wieder erkannt haben würden.

Unsere Bitte wurde uns von dem Gouverneur ohne Bedenken gewährt. Wir waren gesonnen, die losgekauften Mauren mit uns zu nehmen, durch sie ihre Brüder von ihrem Unglük benachrichtigen, und unsere hinterlassenen Freunde zurükrufen zu lassen: Es waren alle Besizungen an der Mündung des Senegalstroms, in den Händen der Engländer; sie waren also ganz Meister in den dortigen Gewässern, und wir hatten folglich auf der Seeseite nichts zu befürchten. Ein Theil unserer Unglüksgefährten versprach uns zu begleiten, und so steuerten wir an einem festgesezten Tag voll guter Hofnung ab.

Wir suchten nicht lange nach dem fatalen Felsen. Er wurde glüklich schon nach zwei Tagen entdekt. Das Wetter war jezt heiter, und das Meer still. Dessen ungeachtet schlug eine gewaltige Brandung an die Klippen am Ufer, und erlaubte uns nicht an das Land zu kommen. Wir fuhren noch etwas weiter, um ein ebenes Ufer zu suchen, und fanden es bald, denn im ganzen ist die Küste von Senegambien nicht sonderlich steil: An den mehresten Orten strömt vielmehr das Meer einem ganz flachen Gestade entgegen.

Wir entdekten einen bequemen Ort zur Landung, und benuzten ihn sogleich. Die Matrosen, welche der Englische Gouverneur uns mit dem Boote zugestanden hatte, blieben zur Bewahrung desselben zurük: Ich selbst, nebst Emmerich und unsern andern Gefährten, sprang an das Ufer, und suchten den Baum auf, unter welchem mein kleiner Schaz vergraben lag.

Durch die Zeichnung, welche ich von der Gegend entworfen, und so lange mit mir umher getragen hatte, wurden alle Gegenstände meinem Geist so lebendig vergegenwärtiget, daß ich sie sogleich wieder erkannte. Ich entdekte bald das Gebüsche, in dem wir die erste traurige Nacht nach unserm Schiffbruche zugebracht hatten, und nun wurden auch ganz leicht die Bäume wieder gefunden, unter welchen unser Gold verborgen war.

Nicht ohne Herzpochen gruben wir nach. Wir wußten, daß die Mauren einige Tage in dieser Gegend verweilt hatten, um die Trümmer des Schiffes und die umherschwimmenden Waaren aufzusuchen; wie leicht konnten sie durch Zufall, oder durch die frisch aufgewühlte Erde, unsern Mammon entdekt haben! Diese Besorgniß war jedoch ungegründet. Zu unserer unaussprechlichen Freude, fanden wir beide das vergrabene Gold, und eilten damit, unter

daß wir ihn unter tausend andern Klippen wieder erkannt haben würden.

Unsere Bitte wurde uns von dem Gouverneur ohne Bedenken gewährt. Wir waren gesonnen, die losgekauften Mauren mit uns zu nehmen, durch sie ihre Brüder von ihrem Unglük benachrichtigen, und unsere hinterlassenen Freunde zurükrufen zu lassen: Es waren alle Besizungen an der Mündung des Senegalstroms, in den Händen der Engländer; sie waren also ganz Meister in den dortigen Gewässern, und wir hatten folglich auf der Seeseite nichts zu befürchten. Ein Theil unserer Unglüksgefährten versprach uns zu begleiten, und so steuerten wir an einem festgesezten Tag voll guter Hofnung ab.

Wir suchten nicht lange nach dem fatalen Felsen. Er wurde glüklich schon nach zwei Tagen entdekt. Das Wetter war jezt heiter, und das Meer still. Dessen ungeachtet schlug eine gewaltige Brandung an die Klippen am Ufer, und erlaubte uns nicht an das Land zu kommen. Wir fuhren noch etwas weiter, um ein ebenes Ufer zu suchen, und fanden es bald, denn im ganzen ist die Küste von Senegambien nicht sonderlich steil: An den mehresten Orten strömt vielmehr das Meer einem ganz flachen Gestade entgegen.

Wir entdekten einen bequemen Ort zur Landung, und benuzten ihn sogleich. Die Matrosen, welche der Englische Gouverneur uns mit dem Boote zugestanden hatte, blieben zur Bewahrung desselben zurük: Ich selbst, nebst Emmerich und unsern andern Gefährten, sprang an das Ufer, und suchten den Baum auf, unter welchem mein kleiner Schaz vergraben lag.

Durch die Zeichnung, welche ich von der Gegend entworfen, und so lange mit mir umher getragen hatte, wurden alle Gegenstände meinem Geist so lebendig vergegenwärtiget, daß ich sie sogleich wieder erkannte. Ich entdekte bald das Gebüsche, in dem wir die erste traurige Nacht nach unserm Schiffbruche zugebracht hatten, und nun wurden auch ganz leicht die Bäume wieder gefunden, unter welchen unser Gold verborgen war.

Nicht ohne Herzpochen gruben wir nach. Wir wußten, daß die Mauren einige Tage in dieser Gegend verweilt hatten, um die Trümmer des Schiffes und die umherschwimmenden Waaren aufzusuchen; wie leicht konnten sie durch Zufall, oder durch die frisch aufgewühlte Erde, unsern Mammon entdekt haben! Diese Besorgniß war jedoch ungegründet. Zu unserer unaussprechlichen Freude, fanden wir beide das vergrabene Gold, und eilten damit, unter

den Glükwünschen unserer Freunde, jauchzend dem Boote zu. Hundertmal sahen wir uns auf dem Wege um, ob nicht vielleicht ein Schwarm Mauren uns nachjagte, um es uns abzunehmen; wir erreichten aber ganz wohlbehalten wieder das Seegestade.

Die Mauren wurden jezt mit Briefen an unsere hinterlassenen Freunde abgefertiget. Wir gaben ihnen Nachricht von unseren Schiksalen, und versprachen, ihrer drei Tage lang mit unserm Boote zu warten. Da sie sich aber vielleicht mit ihren Gastfreunden tiefer in das Innere des Landes gezogen hatten, und in einer so kurzen Zeit das Ufer nicht erreichen konnten, so gaben wir ihnen wenigstens Nachricht von den politischen Veränderungen, die indessen vorgefallen waren, und forderten sie auf, sich baldmöglichst sämtlich nach dem Fort Senegal zu verfügen.

Die drei Tage verflossen, und unsere Freunde erschienen nicht, wir gaben noch den vierten, den fünften zu, allein vergebens. Traurig traten wir endlich unsere Rükreise an. Wir besorgten, es möchte auch sie das Schiksal betroffen haben, von einer Räuberhorde überfallen, und in die Gefangenschaft geschleppt worden zu seyn.

Unser Boot segelte mit frischem Winde wieder dem Senegal zu. Die englischen Matrosen, die uns

führten, verkürzten unsere Rükreise durch ihre Erzählungen. Einer von ihnen hatte sich zehen Jahre lang in Senegambien in französischen Diensten aufgehalten, und besaß daher gute Kenntnisse von dem Lande. Es ist im ganzen sandig und wüste, sagte er, wie Sie selbst schon werden bemerkt haben; blos an den Flüssen ist es fruchtbar, und nur da bauen die Einwohner, Reis, Indigo, Baumwolle, wovon jährlich von den Europäern ein guter Theil abgeholt wird. Noch mehr als nach diesen Waaren streben wir aber nach dem Senegambischen Golde. Wenige Länder sind vielleicht reicher an diesem kostbaren Metalle, als das Königreich Bambuk. Man braucht dort nicht tief darnach zu graben, sondern nur die Erde ein wenig aufzuscharren, und sie in einem Gefäße mit Wasser auszuwaschen, so fällt eine Menge Goldstaub, worunter sich oft große Körner befinden, auf den Boden. Es ist dasselbe so rein, so unvermischt mit andern Metallen und Gesteinen, daß man es nicht weiter zu stoßen und zu läutern nöthig hat, sondern es sogleich in seinem natürlichen Zustand verarbeiten kann.

Die Landesbewohner wissen nicht, wie die Europaischen Bergleute, aus sichern Merkmalen zu beurtheilen, ob die Erde an diesem oder an jenem Orte goldhaltiger ist; nur so viel ist ihnen aus Erfah-

rung bekannt, daß sie mehr Hofnung haben, in einem unfruchtbaren Boden Gold zu finden, als in einem fruchtbaren. Sie scharren daher auf gerathewohl die Erde auf, und wenn sie zufällig einen recht ergiebigen Plaz gefunden haben, so arbeiten sie daran fort, so lange er gute Ausbeute gibt. Sie sind fest überzeugt, es sei das Gold ein schelmisches Wesen, das sich oft ein Vergnügen mache, sie zu foppen, und unvermerkt von einem Ort zum andern zu rüken, damit es nicht gefunden würde. Oft werfen sie daher in ihrem Unmuth ihre Werkzeuge aus der Hand, und legen sich schlafen.

Sind sie glüklich, so graben sie oft sieben bis acht Fuß tief; noch tiefer dringen sie aber selten, weil sie nicht den Verstand haben, Leitern zu machen, und die Erde so zu stüzen, daß sie nicht einfällt. Sie hauen höchstens Tritte hinein; wenn aber die Regenzeit eintritt, so werden diese Treppen meistens wieder verschwemmt. Dem Uebel ist jedoch leicht abgeholfen: sie dürfen ja nur eine neue Grube graben. — Um wie viel besser würden aber wir Europäer diesen natürlichen Reichthum der Erde benuzen. Doch würden wir glüklicher, würden wir zufriedener dadurch werden? Ich bezweifle es. Behaltet also immerhin eure Goldminen, Bewohner

von Bambuk, und benuzt sie weise und sparsam wie bisher.

Wirklich ist es den Negern nicht vergönnt, zu allen Zeiten in der Erde zu wühlen. Die Herren der Dorfschaften, Farime genannt, lassen gewisse Tage zu diesem Geschäfte anberaumen. Wer Gold braucht, stellt sich alsdann zu der gemeinschaftlichen Arbeit ein. Einige graben, andere führen die Erde weg, noch andere bringen Wasser und waschen den Goldsand. Die Vornehmsten nehmen das erbeutete Gold in Verwahrung, sorgen dafür, daß nichts davon entwendet wurde, und vertheilen alles, wenn die Arbeit geschehen ist. Der Farim, oder Herr des Dorfes, zieht zuerst die Hälfte davon für sich selbst hinweg; ihm gehören auch noch überdem alle Goldkörner von ungewöhnlicher Größe. Nur das übrige wird zu gleichen Theilen den Arbeitern überlassen.

Die ergiebigsten Minen sollen sich zwischen den Dörfern Tembaura und Neeka befinden. Die dasigen Bergwerke sind auch reich an Silber, Kupfer und Eisen, Magnet und Marmor. Die Franzosen und Engländer, machten schon viele Versuche, sich Zutritt in das Reich Bambuk zu verschaffen, und erstere sollen auch wirklich die Erlaubniß erlangt haben, Gold daselbst aufzusuchen. Sonst

aber wird nicht leicht jemanden der Eingang in dieses reiche Land gestattet, außer etwa Kaufleuten, welche die Bewohner mit solchen Bedürfnissen versorgen, die ihr undankbarer Boden nicht erzeugt.

Längst schon würde man vielleicht einen Versuch unternommen haben, den Senegalstrom hinauf zu schiffen, und auf diesem Weg in das reiche Galam und Bambuk zu gelangen; aber nur 150 Meilen weit aufwärts ist der Fluß schiffbar. Weiterhin durchschneidet ihn der ganzen Breite nach eine Reihe hoher Felsen, über welche er sich mit schreklichem Getöse herab stürzt. Nicht weiter als hieher können die Schiffer mit ihren Fahrzeugen kommen.

Der Matrose wurde in seiner Erzählung durch einen Schwarm fliegender Fische unterbrochen, die von ihren Feinden verfolgt, über unser Boot wegschwirrten. Einer von ihnen fiel auf unser Fahrzeug herab, und so konnten wir ihn mit Muße betrachten. Der Gestalt nach war er einem Hering nicht unähnlich; er hatte aber außerordentlich große Floßfedern unter der Brust, und eben diese dienten ihm als Flügel. Er kann sie aber nur gebrauchen, so lange sie naß sind, so bald sie anfangen troken zu werden, stürzt er in das Meer zurük, oder fällt auf die Schiffe, Boote, Felsen, die er auf seinem Weg antrifft. Oft steigen etliche hundert solche Fische

zugleich aus der See auf, und hinter ihnen her folgen die hungrigen Ungeheuer, von denen sie verfolgt werden. Nicht selten aber entgehen sie kaum dem einen Feind, so befinden sie sich schon in den Krallen eines andern: denn in der Nähe des Landes schwärmen eine Menge Raubvögel über dem Meer, die Jagd auf sie machen, und so bald sie sich in die Luft erheben, sie paken, davon führen, und fressen.

XXIV.

Neger am Senegalstrom. Reisbau. Julius ist in Gefahr von einem Kaiman angefallen zu werden. Es wird eine Meerkaze geschossen. Ameisenzüge.

Glüklich erreichten wir wieder mit unserm Boote den Senegalstrom, und die Insel gleiches Namens. Wir erstatteten sogleich dem Gouverneur Bericht von dem Erfolg unserer Reise, und empfingen darüber seine Glükwünsche. Er bedauerte sehr, daß wir unsere zurükgelassenen Freunde nicht gleich mitgebracht hatten. Wir trösteten uns und ihn mit der Hofnung, daß sie auf unser Schreiben bald nachfolgen würden, und das geschah wirklich. Sechs Tage darauf wurde uns die Freude zu Theil, sie bis auf einen einzigen, der indeß gestorben war, alle wohlbehalten wieder zu umarmen.

Unseren Aufenthalt in dieser Gegend suchten wir, bis zum Abgang eines Schiffes, auf das beste zu benuzen. Wir wagten uns ohne Furcht unter die Neger am südlichen Ufer des Stroms, welche mit den Europäern in freundschaftlichem Verkehr leben, und Elfenbein, Goldstaub, Rindvieh, Affen, Papageien, Mastix, Honig, Wachs, Kassia, Ebenholz, Datteln, Zitronen, Ananas, Baumwolle, Reis und Indigo an sie verhandeln.

Die Neger an dem Senegal sind pechschwarz, wie in Guinea, und haben krause Haare wie Lämmerwolle. Sie sind, mit Ausnahme der Jaloffen und Mandingoer, nicht Muhamedaner, wie die Mauren, sondern Fetischanbeter. Sie glauben nämlich, wie wir, ein höchstes Wesen; denken aber, es habe dasselbe nicht Zeit, sich um alles was in der Welt unter den Menschen vorgeht, zu bekümmern, sondern überlasse diese Sorge einer Menge Untergottheiten, die unter der Gestalt von Schlangen, Vögeln, Bäumen, sich auf Erden aufhalten, die Menschen gegen einander beschüzen, Gefahren verhüten, und alles zu ihrem Besten wenden. Eine gewisse Art von Schlangen, die deswegen Fetisch-Schlange genannt wird, steht besonders bei ihnen in großer Verehrung: sonst aber wählt sich jeder Neger seinen

Gott, seinen Fetisch, selbst und richtet an ihn seine Gebete.

Bald machten wir Bekanntschaft mit einigen gutmüthigen Alten, die öfters im Fort erschienen, und ihren Waarenvorrath dort verhandelten. Sie luden uns in ihr Dorf ein, das ungefähr sechs deutsche Meilen weit entfernt, am südlichen Ufer des Senegals lag. Nach allem, was wir von diesen Leuten gehört hatten, glaubten wir ohne Bedenken ihre Einladung annehmen zu können. Zu größerer Sicherheit ließen wir uns aber auch noch von einer Zahl treuer Strandneger begleiten.

Unser Weg führte uns durch gut angebaute Reis- und Maisfelder, durch üppige Wiesen, durch Wälder von Mangle- Bananas- Dattel und Palmbäumen, auf welchen eine zahllose Menge Vögel, besonders Papageien, nisteten, und uns mit ihren Gesang begrüßten. Auf andern spielten Affen, erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei, und machten uns manches Vergnügen mit ihren lustigen Schwänken.

Kein Boden in Afrika ist dem Reisbau vielleicht günstiger, als die nassen und marastigen Ufer des Senegals, denn es liebt dieses Gewächs ein feuchtes und wäßriges Land. Der Reis treibt, wie unser Korn, einen drei- bis vier Fuß hohen Stengel mit breiten Blättern, beinahe wie das Schilf

besezt, aber keine Aehren. Die Körner hangen wie an unserm Hirse buschweise beisammen. Sind sie reif, so wird das Stroh in einem hölzernen Mörser gestoßen, bis es die Körner fallen läßt. In einem großen Theil von Afrika, in ganz Ostindien, China und dem südlichen Asien überhaupt, selbst in manchen Gegenden von Europa, z. B. im Mailändischen, Veronesischen und Piemontesischen, macht der Reis die Hauptnahrung der Bewohner aus. Ist daher der Boden nicht allenthalben naß genug, so werden ebene Felder mit kleinen Dämmen eingefaßt, und von einen nahe gelegenen Bache oder Graben das Wasser durch Rinnen hinein geleitet, und so lange darin erhalten, bis der Reis anfängt zu reifen. Jezt vor der Erndte erst werden die Kanäle verstopft, und das Feld ausgetroknet.

Ruhig gingen wir längst der Reisfelder am Senegal spazieren, als wir plözlich durch ein Geschrei unserer Neger erschrekt wurden, die uns bei dem Arm ergriffen und uns rükwärts zogen. Wir waren betreten, und wußten nicht was sie wollten. Bald aber sahen wir die Gefahr, vor welcher sie uns warnten. Ein fürchterlicher Kaiman, eine Art Krokodil, strekte seinen Rachen aus dem Schilf am Ufer, und schien auf uns zu lauren. Wir zogen uns zurük, schlugen auf das Ungeheuer an, trafen es,

aber tödteten es nicht. Die Kugeln prallten von seiner panzerartigen Haut ab, und verwundeten es nicht einmal. Jezt sprang einer von unsern Negern, blos mit seinem Dolch bewafnet, auf das Thier los, und brachte ihm einen Stich bei. Mit außerordentlicher Gewandheit wußte er seinem grimmigen Biß auszuweichen, und ehe es sich mit seinem steifen und unbeholfenen Körper nach ihm hinwenden konnte, sah er seine Zeit ab, und bohrte ihm das Mordgewehr in das eine Auge. Eiligst schoß jezt der Kaiman in den Strom zurük, tauchte unter und ließ sich nicht wieder sehen. — Der tapfere Neger, von dem mit solchem Muth ein so ungleicher Kampf unternommen wurde, hatte, wie man uns erzählte, schon viel solche Unthiere angegriffen, und manches ganz erlegt.

Der Krokodil, denn der Kaiman ist, wie gesagt, nichts anderes als ein Krokodil — hält sich in den mehresten großen Afrikanischen Flüssen, besonders im Nil auf. Er kann schwimmen, untertauchen und auf dem Lande umher gehen. In der Gestalt gleicht er ungefähr einer Eidexe, ist aber oft über zehen bis zwölf Ellen lang, und an der Brust über eine Elle in Durchmesser dick. Am Hinterleib wird er immer schmäler und schmäler, bis sich derselbe ganz in den Schwanz verliert. Sein Blik ist grimmig und falsch. Der Kopf sizt dicht an dem Körper; in

seinem großen langen und zugespizten Rachen sizen zwei Reihen scharfer Zähne. An den Vorderfüßen befinden sich fünf, an den Hinterfüßen vier mit einer Schwimmhaut verbundene Finger; nächstdem ist jener Fuß auch noch mit drei scharfen Krallen versehen. Der Rüken ist hornartig, hart, schwarzgrau geflekt, und auch wohl braun oder schwarz; der Bauch aber weißlicht, — Fische und Schlangen sind sein liebster Fraß; im Nothfall nimmt er aber auch mit bloßem Gras vorlieb. Kann er ein Kind, einen Hund, oder sonst ein kleines Thier erhaschen, so verschlingt er es ohne Gnade; aber auch größere Thiere als Ochsen, Kühe, Schafe, fällt er grimmig an, und schlägt sie, wenn er sie mit dem Rachen nicht erreichen kann, mit seinem furchtbaren Schwanz zu Boden. Gemeiniglich lauscht er unbeweglich, im Schilf verborgen, auf seinen Raub. Erblikt er nun einen Menschen oder ein Thier, so schleicht er ihm langsam und unbemerkt näher. Ist er ihm endlich so nahe gekommen, daß er ihn auf einen Saz erreichen kann, so springt er unversehens auf ihn los, pakt ihn, erwürgt und frißt ihn. — Der Krokodil legt jährlich eine Menge Eier in den heisen Sand, und läßt sie von der Sonne ausbrüten; die wenigsten aber kommen davon, weil sie eines Theils von den Menschen aufgesucht und zerstört, andern Theils

aber von einem kleinem Thier, Ichneumon genannt, ausgesaugt werden.

Wir waren noch im Gespräch über unser gefährliches Abentheuer vertieft, als wir von einem Manglebaum herab, mit einer Hand voll Unrath begrüßt wurden, den eine Meerkaze auf uns her schleuderte. Zwei Junge saßen ihr auf dem Rüken, und sie machte mit ihnen die poßirlichsten Sprünge, wobei sie fortfuhr mit abgebrochenen Baumästen, dürrem Holz und was sie sonst auftreiben konnte, nach uns zu kanoniren. Ihre Unmanier verdroß uns: ich schlug auf sie an, und schoß ihr eine ganze Ladung Schrot ins Gesicht. Sie fuhr mit beiden Händen nach ihren Wunden, und stürzte darüber vom Baum herab; die Jungen aber sprangen ihr im Fall von dem Rüken, und flüchteten sich auf die höchsten Aeste. Die Mutter wurde vollends getödtet, und wir ließen sie liegen.

Das Gras war unter diesem Baum so frisch, der Schatten so kühl, daß wir beschlossen, hier eine Zeit lang Halt zu machen. Wir öffneten unsere Tornister, und langten aus denselben Ziewbak, und einige gute Stüken gebratenes Fleisch, welches wir zu unserm Frühstük verzehrten. Noch waren wir nicht mit demselben fertig, als wir ganz nahe an uns einen ungeheuren Zug großer beinahe Glied-

langer Ameisen gewahr wurden, die ihren Weg nach der todten Meerkaze hin nahmen. Begierig, was sie dort vornehmen würden, standen wir auf und traten näher. In einem Augenblik war das Thier ganz von ihnen bedekt. Nur wenige Minuten, und alle Haare waren verschwunden, die Haut aufgezehrt, und ein Theil des Fleisches angefressen. Es war voraus zu sehen, daß sie in wenigen Stunden ganz damit fertig werden würden. Wirklich fanden wir bei unserer Zurükkunft nichts weiter als das schönste Skelet, das ich je von einem Thier gesehen habe. Alle Knochen waren so sauber abgenagt, daß auch nicht mehr die mindeste Spur von Fleisch daran zu sehen war.

Unsere Schwarzen ärgerten sich über diese ungebetenen Gäste, und wenn wir es gestattet hätten, so würden sie ihnen ihren Raub abgejagt haben, denn Meerkazenbraten ist für sie ein großer Lekerbissen. Unablässig machen sie auch Jagd auf diese Thiere, die sie schon deswegen hizig verfolgen, weil sie in ihren Pflanzungen empfindlichen Schaden anrichten; oft sogar in ihre Wohnungen brechen, rauben und stehlen was sie finden, und noch mehr verwüsten als sie auffressen.

Der Ameisenzug dauerte noch immer fort. Er war mehr als eine halbe englische Meilen lang,

und

und kam aus einem entfernten Hügel, wo diese Thiere ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, die einer Manns hohen Pyramide ähnlich sah. Oft bauen sie aber auch ihre Nester auf hohe Bäume, und kommen von da in die Wohnungen der Schwarzen in solcher Menge herab, daß sie die ganze Familie vertreiben. Gerathen sie in einen Stall, so kann kein Thier sich ihrer erwehren. Oft bringen sie Hämmel und Ziegen um, und werden in einer Nacht so rein damit fertig, daß am Morgen nichts mehr als das Gerippe und die Haare zu finden sind. Ein Huhn wird in einer Stunde von ihnen zum Skelet gemacht. Selbst die schnellfüßigste Ratte ist verloren, wenn sie sich nur von einer einzigen Ameise paken läßt; denn während sie bemüht ist, den kleinen aber kühnen Feind abzustreifen, fallen ihr gleich eine Menge anderer in den Rüken, und ängstigen sie so, daß sie nicht weiter kommen kann. Mit jedem Augenblik nimmt nun der Schwarm zu, und bald erliegt das Thier unter den schmerzlichen Stichen des grimmigen Heeres. Ist sie todt, so schleppen sie sie gemeinschaftlich an einen sichern Ort; und sind ihre Kräfte allein nicht hinreichend, so lassen sie Verstärkung kommen, und zerren sie in guter Ordnung weg.

An der Spize jedes solchen Ameisenheeres, erkennt man dreißig oder vierzig, die größer und stär

ker sind als die übrigen, und die den ganzen Zug anzuführen und zu leiten scheinen. Am liebsten unternehmen sie ihre Streifereien in der Nacht, und nicht selten bahnen sie sich selbst einen Weg in die Vorrathshäuser der Europäer, wo sie schrekliche Verwüstungen anrichten. Entdekt man sie auf solchen Unternehmungen, so vernichtet man sie am leichtesten durch Schießpulver, das man, so weit ihr Zug reicht, über sie hinstreut, und anzündet. Hunderttausende werden so auf einmal verbrannt, und in die Luft gesprengt; die übrigen alle aber nehmen erschroken die Flucht.

XXX.

Giftiger Stich der Muskitos. Indigobau Ein Flußpferd wird erlegt. Baumwollenplantagen. Julius schießt ein Stachelschwein.

Wir sezten unsere Reise, neu gestärkt durch die anmuthigsten Gegenden, nach unserm Negerdorf fort. Unser Marsch war aber nicht ohne Unannehmlichkeiten. Wir hatten, besonders an den morastigen Ufern des Stromes, ungemein von dem giftigen Stiche der zahllosen Fliegen zu leiden, die uns hier umschwärmten. Bald war unser ganzes Gesicht, unsere Hände und Füße voll Beulen. Menschen, die nicht dik genug gekleidet sind, werden oft von die-

sen Insekten bis zum Rasen gequält. Die Neger wurden, wie wir bald bemerkten, viel weniger von ihnen geängstiget als wir: vermuthlich entfernt diese Insekten das Fett und der Kräutersaft, womit sie sich bestreichen. Ganz bleiben sie aber doch auch nicht von den Muskitos verschont. Wollen sie daher des Nachts ruhig schlafen, so suchen sie eine dürre sandige Stelle, wohin die Fliegen nicht kommen, oder sie verstopfen, wenn sie zu Hause bleiben, in ihren Hütten sorgsam alle Oefnungen. Auch durch angeschürte Feuer werden die Fliegen so ziemlich abgehalten.

Unser Weg führte uns durch verschiedene angenehm gelegene Weiler, mit Reis und Indigopflanzungen umgeben. Die Neger waren eben, nebst ihren Weibern und Kindern, mit der Bereitung dieser schönen Farbe beschäftiget. Die einen schnitten, ehe sie zu völliger Reife gelangte, die Indigopflanzen ab, die nicht mehr als zwei Fuß hoch sind, die andern weichten sie in eine große Kufe ein, worin sie sie gähren ließen. Unter dieser Kufe stand eine zweite, in welche man das Wasser aus der ersten abzapfen konnte, dann kam noch eine dritte. — Wenn in der ersten Kufe das Wasser allen Farbstof aus den Pflanzen ausgezogen hat, wird es in die zweite kleinere Kufe abgelassen; in dieser aber wird die

blaue Brühe so lange geschlagen, oder wenn man so sagen dürfte, gebuttert, bis die Farbtheilchen zusammen gehen, und sich auf den Boden sezen. Jezt läßt man alles stehen, bis sich das Wasser oben ganz abgeklärt hat, und man es ablassen kann. Der zurükgebliebene Saz kommt hierauf in kleine Säkchen von Leinwand, die an einem schattigen Ort aufgehängt werden, wo das Wasser nach und nach vollends abtropft, und der Farbstof troknet. Oft nimmt man auch den Indigo wieder aus den Säken, so lange er noch weich ist, und läßt ihn vollends in Kästen verhärten.

Die Gesellschaft vermehrte sich von diesem Dorf an, denn mehrere Freunde unserer Neger begleiteten uns. Sie hatten zwei gute Hunde bei sich, die uns in der Folge ganz gute Dienste leisteten.

Der Senegalstrom blieb uns immer zur Seite. Bald entfernte unser Weg sich etwas davon, bald führte er uns wieder hart an seine Ufer. Das Abentheuer mit dem Kaiman hatte uns vorsichtig gemacht. Wo das Gestade mit Schilf bewachsen war, näherten wir uns demselben nicht anders als mit der größten Behutsamkeit, und immer mußte unser beherzte Jäger mit gezüktem Dolche voraus gehen. Die Neger mit ihren Hunden folgten ihm nach.

Plözlich wurden wir alle durch ein betäubendes Plätschern im Wasser erschrekt: Ein Baum oder ein Felsen der hinein gestüzt wäre, hätte kaum ein größeres Getöse verursachen können. Unsere Hunde fuhren zurük, und fingen an zu bellen. Auch wir machten Halt, und traten einen Schritt rükwärts, um abzuwarten, was es wäre. Bald hörten wir nicht weit von uns in dem Flusse ein gewaltiges Schnauben, und als wir unsere Augen nach dem Orte wendeten, woher es kam, gewahrten wir den Kopf eines gewaltigen Flußpferdes. Es war bei unserer Annäherung, von dem Ufer aus in das Wasser gesprungen, und hatte durch die Größe und Schwere seines massiven Körpers das Platschen verursacht, das uns so unvermuthet erschrekte. Anfangs schien es Lust zu haben, auf unserer Seite wieder zu landen; so bald es aber Menschen erblikte, wendete es sich seitwärts und schwamm dem andern Ufer zu. Emmerich ließ jezt einen Schuß auf dasselbe fallen. Er schien es getroffen zu haben, denn das Thier tauchte augenbliklich unter. Bald darauf kam es wieder zum Vorschein; aus seinen konvulsivischen Bewegungen, seinem Hin- und Herschwanken auf dem Wasser, und dem geringen Widerstand, welchen es dem Zug des Stromes entgegen sezte, konnten wir schließen, daß es schwer verwundet war. Ein Schuß

den ich ihm auf der Brust beibrachte, gab ihm vollends den Rest. Es sank unter, und kam erst nach einer halben Stunde todt wieder zum Vorschein. Zwei von unsern Negern, die treffliche Schwimmer waren, stürzten sich sogleich in den Strom, und stießen es auf unserer Seite nach dem Ufer.

Die Erlegung dieses Thiers erregte bei uns allen eine große Freude. Den Negern versprach es köstliche Braten auf mehrere Tage; mir und Emmerich gewährte es das Vergnügen, es auf das genaueste untersuchen, zeichnen und beschreiben zu können. Emmerichs Kugel war in den Kopf hart unter den Ohren eingedrungen; mein eigener Schuß hatte die edelsten Theile der Brust verlezt.

Das Thier war so fett, so rund, und hatte so kurze Beine, daß wir es auf dem Sand wie eine Tonne umher rollen konnten. Es maß in der Länge von der Spize der Schnauze, bis zu dem Anfang des Schwanzes, über zehn und einen halben Fuß; im Umfang aber, wo es am dikſten war, hatte es ungefähr neun Fuß. Die Fangzähne waren klein und nicht mehr als fünf Zoll lang. Wir öffneten seinen Leib, und fanden im Magen nichts als Laub, Schilf und Stükchen von Baumästen.

Das Flußpferd oder der Hipopotamus hält sich im Nil und in allen großen Afrikanischen

Flüssen auf. Es gleicht halb einem Schwein, halb einem Ochsen. Kopf und Hals ist dik, der Rachen groß, Ohren und Augen klein, die Füße, wie schon gesagt, kurz und dik, unten mit vier Klauen besezt.

Im Wasser ist der **Hipopotamus** ein sehr gefährliches Thier, und nie ist es rathsam, ihn dort anzugreifen. Seine Kraft in diesem Elemente ist so groß, daß er oft Fahrzeuge, mit allem was darin befindlich ist, aufhebt und umstürzt. Wird er zum Zorn gereizt, so haut er bisweilen mit seinen Fangzähnen gewaltige Löcher in die Schiffe, und ruht nicht eher als bis sie sinken. So muthig und gewandt sich aber auch dieses Thier in den Wasser beweis't, so träge und ängstlich erscheint es dagegen auf dem Lande. Den ganzen Tag liegt es im Schilfe verborgen, und schläft; bei der geringsten Bewegung die es von Menschen hört, stürzt es sich in den Fluß und schwimmt davon. —

Während wir mit dem Oefnen unsers Fanges beschäftiget waren, schürte ein Theil der Neger unter einem Baum ein munteres Feuer an, und machte alle Anstalten, einen guten Braten an den Spieß zu steken. Für mich und Emmerich wurden dem Thier zwei Füße abgelös't, und zugerichtet, denn Flußpferd- und Elephantenfüße, gelten in Afrika für köstliche Lekerbissen. Andere unserer Begleiter zerließen in Gefäßen, die sie mit sich führten, große

Stüken Spek, und tranken das flüssige Fett, welches weder so ekelhaft, noch dem Magen so beschwerlich ist, wie das Fett anderer Thiere. Einer von ihnen war indeß in das Dorf zurük geeilt, um seinen Freunden Nachricht von der Beute zu ertheilen, die wir erobert hatten, und Anstalt zu ihrer Einbringung zu machen, denn wir konnten ja doch nur einen kleinen Theil davon mit uns nehmen. Wirklich erschien bald darauf ein Trupp Neger, die dem Hipopotamus seine zwei Zoll dike Haut abzogen, den Körper in Stüke hieben und auf der Schulter davon trugen. Ich und Emmerich behielten für unsern Antheil nichts als die Zähne.

Wir hatten hier nun nichts weiter zu verrichten; es erschallte daher ungesäumt der Ruf zum Aufbruch, und sogleich wurde unsere Reise über Wiesen, Reisfelder und Baumwollenplantagen fortgesezt.

Die Baumwollenstaude ist eigentlich nicht in Afrika, sondern in Asien zu Hause; ist aber seit dem siebzehnten Jahrhundert hieher verpflanzt worden. Es gibt zweierlei Gattungen: die erste ist nur ganz niedrig, nicht mehr als anderhalb bis zwei Fuß hoch; die andere erreicht eine Höhe von funfzehn Fuß. Beide tragen eine kleine Samenkapsel, die, wenn sie reif ist, in vier Theile zerspringt, und einen Büschel schneeweißer Wolle sehen läßt. Diese Wolle wird dann mit Maschinen von den Samenkörnern

ge-

gereiniget, und nach dem Gewicht an europäische Kaufleute verkauft, oder auch in dem Lande selbst verarbeitet. In Aegypten, Syrien, Persien, Cypern, Kandia, Sizilien, Apulien, Maltha, Korsika, Spanien und jezt auch in Amerika wächst Baumwolle genug. Auch in Ungarn soll sie gut anschlagen; in Deutschland aber kommt sie nicht fort, weil der Baumwollenstrauch Nässe und Kälte nicht wohl ertragen kann. — Die kleine krautartige Baumwollenstaude wird alle Jahr frisch gesäet; aber die größere Baumartige steht viele Jahre.

Wir schritten, in dem Genuß aller Naturschönheiten, von denen wir umgeben waren, rüstig und vergnügt einher, als plözlich unsere Hunde ein lautes Gebelle erhoben, und emsig um einen Busch herum sprangen. Wir vermutheten in demselben ein Raubthier, und naheten uns nur mit großer Vorsicht. Bald aber entdekte sich, daß es nichts war als ein Stachelschwein, das sich weit aufgeblähet hatte, und sich mit seinen Stacheln gegen die Hunde vertheidigte, die es seitwärts anzugreifen suchten. Auf einen Wink von mir riefen die Neger sie zurük, und sogleich strekte ein Schuß aus meiner Flinte das Thier zu Boden. Meine Begleiter sprangen hinzu, um es in Empfang zu nehmen; griffen es aber mit großer Vorsicht an: denn Wunden von dem Stachel eines Stachelschweins sind sehr gefähr-

lich und schwer zu heilen. Oft hat man drei und noch mehr Monate daran zu leiden. Die Stachelschweine geben übrigens einen sehr guten Braten; sollen sie aber ihren völligen Wohlgeschmak erreichen, so müssen sie erst eine kurze Zeit geräuchert werden.

XXVI.

Ankunft in dem Negerdorf. Jagdpartie. Es wird ein Löwe erlegt. — Rükkehr nach dem Fort Senegal.

Wohlbehalten langten wir endlich an unserm Bestimmungsort an. Unsere schwarzen Freunde räumten uns eine Hütte ein, und boten alles auf was in ihren Kräften stand, uns wohl zu bewirthen. Uns zu Ehren wurde sogleich ein schönes Schaf und eine Ziege geschlachtet, und frischer Palmwein in Menge herbeigeschafft. Rings umher war unser Negerdorf von den schönsten Palmen umschattet, und allenthalben waren die Schwarzen beschäftiget sie anzuzapfen, und den Saft in Gefäßen, die daran hingen, aufzufangen. Jeder Baum füllt von Morgens bis Abends zwei solche Gefäße. Den ersten Tag ist der Palmwein so angenehm und süß, als der beste Traubenmost; mit jedem Tag aber verliert er etwas von seiner Süßigkeit, und am Ende, wenn er vergohren hat, wird er ganz säuerlich; dann aber ist er zugleich ein berauschendes Getränke. — Wir unseres Theils tranken ihn am liebsten, wenn er drei oder vier Ta-

ge alt war, denn es hatte sich alsdann seine allzugroße Süßigkeit verloren, und eine angenehme kleine Säure war an die Stelle derselben getreten.

Wir wurden von den Schwarzen dem Hauptmann oder Befehlshaber ihres Dorfes vorgestellt, der uns ganz freundlich empfing und bewirthete. Um uns unsern Aufenthalt angenehmer zu machen, lud er uns auf den folgenden Tag zu einer Jagdpartie ein. Unweit von dem Dorfe lag ein diker Wald, in welchem es von Gazellen und anderem Wild, aber auch von Raubthieren, wimmelte. Wir nahmen die Einladung an, rüsteten uns auf den folgenden Tag mit unsern Flinten, und nahmen einen hinlänglichen Vorrath von Pulver und Blei zu uns. Die Neger waren theils mit Bogen, Wurfspeilen und Spiesen; theils ebenfalls mit Flinten bewafnet.

Wir langten in dem Walde an. Sogleich wurde ein Theil unserer Begleiter voraus geschikt, um das Wild aufzutreiben, und es uns auf einer großen baumleeren Fläche, wo wir unseren Posten eingenommen hatten, in den Schuß zu jagen. Bald erschienen eine Menge Gazellen, wilde Ziegen und anderer Thiere, worunter sich auch viele Kaninchen befanden. Es fiel Schuß auf Schuß, und schon war der Boden mit Wild bestreut, als wir plözlich, mit Entsezen, auch einen furchtbaren Löwen aus dem Wald hinter einer Gazelle hervor rennen, und zu-

nächst vor uns vorbei schießen sahen. Sogleich entstand unter uns eine allgemeine Flucht: Keiner hatte Lust mit dem grimmigen Thier anzubinden; nur der Negerhauptmann allein schien sich nicht zu fürchten. Er machte ein Zeichen mit der Hand, und gab uns zu verstehen, wir sollten zu besserer Sicherheit auf einen Baum steigen. Die andern Neger gingen uns hierin mit ihrem Beispiel vor und wir ahmten ihnen nach.

Der Negerhauptmann sprang auf ein Pferd, nahm drei Sagaien oder Wurfspiese in die Hand, und bewafnete sich mit einem Dolche. So gerüstet suchte er den Löwen auf, den er auch bald genug mit der zerrissenen Gezelle beschäftiget antraf. Sogleich schleuderte er eine Sagaie nach ihm, und verwundete ihn an dem Rüken. Der Löwe sezte ihm nach, der Neger aber gallopirte frisch nach dem Baum zu, wo wir uns in Sicherheit gesezt hatten. Hier kehrte er auf einmal sein solcher Jagden schon gewohntes Pferd um, erwartete den Löwen, und jagte ihm noch eine Sagaie durch den Leib. Wüthend machte jezt das Thier, mit offenem Rachen, einen fürchterlichen Saz nach ihm. Schon vorher war aber der Neger vom Pferde gesprungen; er erwartete ihn festen Fußes, jagte ihm seinen Speer in die Gurgel, sprang schnell, ehe er sich davon losmachen konnte, über ihn weg, und riß ihm mit seinem Dolch die Kehle auf. — Bei dem ganzen Kampf

hatte der Hauptmann kein anderes Unglük, als daß er ein wenig von dem Thier mit den Klauen an dem Schenkel gerizt wurde. Triumphirend schnitt er dem todten Löwen einen Büschel Haare ab, und stekte ihn als Siegeszeichen auf den Kopf. Wir andern aber stiegen, schamroth über unsere Furchtsamkeit, von unserm Baum herab, und ertheilten seinem Muth alle Lobsprüche, die er verdiente.

In meinem Herzen reifte von dort an der feste Vorsaz, mich künftig nie wieder von einem Barbaren beschämen zu lassen, und jeder Gefahr, über welche durch kaltes Blut, Herzhaftigkeit und Besonnenheit gesiegt werden könnte, unerschroken entgegen zu gehen. — Zum Preis für seine tapfere That, schikte ich nach unserer Zurükkunft dem Negerhauptmann zwei große Flaschen Branntwein, die sehr gut aufgenommen wurden, denn Branntwein ist das liebste Getränke der Neger. Um sich denselben zu verschaffen, verkaufen sie oft Aeltern und Kinder.

Die Bewohner des Dorfes, in welchem ich mich befand, waren im Grunde arme Leute. Die reichsten unter ihnen hatten vierzig bis funfzig Stük Rindvieh, einige Schafe, Ziegen und Pferde. Hirse und andere Früchte baueten sie nur so viel, als sie brauchten; Indigo und Baumwolle verkauften sie aber an die Europäer, obgleich nicht in großer Menge, und das daraus erlöste Geld, vertranken sie ge-

meiniglich in Branntwein. Auch Sklaven verhandelten sie gegen Europäische Waaren und starke Getränke.

Wir machten öfters Besuche bei dem Hauptmann. Er theilte mit uns was er hatte, nur seine Branntweinflaschen nicht. Seitdem sie in seinem Besiz waren, betrank er sich Tag täglich, und machte dann die tollsten Streiche. Wir brauchten aber immer die Vorsicht uns zu empfehlen, so bald sein lustiger Humor einen gewissen Grad erreicht hatte. So lange er bei Vernunft war, begegnete er uns ziemlich artig. Wir mußten uns an seine Seite auf einen Polster sezen, eine Pfeife mit ihm schmauchen und Palmwein trinken, so viel wir konnten. Durch einen Dollmetscher, der zugegen war, machte er hundert oft ziemlich drollige Fragen an uns, die wir ihm beantworteten. Wir unserer Seits erfuhren bei diesen Unterredungen, wie despotisch die Jalofen von ihren Königen beherrscht werden. Oefters kommen sie unversehens, erzählte man uns, plündern die Dörfer ihrer Nachbarn, und führen die Bewohner als Sklaven weg; oft verfahren sie nicht besser, gegen ihre eigenen Unterthanen, denn wenn sie Sklaven zur Bezahlung ihres Branntweins, oder anderer Europäischen Waaren, nöthig haben, lassen sie von ihren Soldaten, eine Zahl Männer und Weiber aus dem ersten besten Dorfe wegfangen, und verkaufen

sie. Einer dieser Könige kannte kein größeres Vergnügen als den Senegalstrom hinab zu fahren, und mit seinen Pfeilen die vorüber schiffenden Schwarzen zu verwunden. Je ungeberdiger sie sich dann in dem Schmerz über ihre Wunde benahmen, desto größer war seine Freude. — Böse Beispiele der Regenten haben immer einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Volkes. Es ist daher nichts selteneres unter den Jaloffen, daß Nachbarn sich wechselseitig die Kinder stehlen, und sie an die Europäer für Branntwein und Spielwaaren verkaufen. Oft verhandelt sogar der Sohn seinen Vater, und der Vater seinen Sohn.

Unser Negerhauptmann empfing uns gewöhnlich, wenn wir ihn besuchten, in seinem besten Staat. Er trug ein kattunenes Hemd mit weiten Aermeln, das ihm aber nicht weiter als bis auf die Hälfte der Hinterbaken hinabreichte; auch hatte er eine Art Hosen von demselben Zeug, die bis an die Schienbeine herab hingen, und außerordentlich weit waren. Sie strozten von Falten, und sahen von vorne wie ein Sak aus; hinten aber waren sie mit einem langen Schwanz verschönert, der wie eine Schleppe auf der Erde nachschleifte. Seine Weiber gingen sämtlich vom Nabel aufwärts blos; unterwärts aber trugen sie ein Stük Kattun, das nur bis auf die Hälfte der Schenkel herab reichte. Männer und Weiber gin-

gen dabei barfuß, ihre Haare aber, so kurz sie auch seyn mochten, waren in niedliche Zöpfe geflochten, und in Knoten gebunden. Das gemeine Volk ist meistens nakt; nur um die Mitte des Leibes bedekt es sich mit einem Ziegenfell, das wie ein Paar Hosen zugeschnitten wird. Der Kattun, aus welchem die Kleider der Vornehmen bestehen, wird meistens von ihren Weibern oft auch von den Männern gesponnen und gewebt. In ihrem Anzug und an ihrem Körper sind beide Geschlechter sehr reinlich; jeden Tag waschen sie sich vier bis fünfmal, welches freilich bei der großen Hize in Senegambien zugleich ein Bedürfniß ist.

Wir waren gesonnen, uns noch eine Zeit lang bei unsern freundlichen Wirthen aufzuhalten, und wo möglich unter guter Bedekung einen Streifzug in das Innere des Landes zu unternehmen; unvermuthet erhielten wir aber durch einen Expressen Briefe von unsern zurükgelassenen Freunden, mit der Nachricht, daß ein Ostindienfahrer auf der Insel St. Louis eingelaufen sey, und so bald er den nöthigen Wasservorrath eingenommen haben würde, seine Reise fortzusezen gedächte.

Eine so erwünschte Gelegenheit wollten wir nicht aus den Händen lassen. Wir machten uns sogleich reisefertig, dankten unsren schwarzen Freunden für ihre freundliche Bewirthung, und sagten ihnen auf immer Lebewohl. Sie sahen alle sehr ungern unsere Abreise; mit Freuden hätten sie ihre weißen Gäste noch länger behalten, und alles wurde von ihnen aufgeboten, uns zu bestimmen noch länger zu bleiben; da aber nichts uns dazu bewegen konnte, so baten sie sich die Erlaubniß aus, die geliebten Fremdlinge zurük begleiten zu dürfen, und unser neue Freund, ihr Hauptmann, sezte sich mit uns zu Pferd und führte den Zug. So langten wir wieder wohlbehalten am folgenden Tage im Fort Senegal an.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Julius merkwürdige Abentheuer auf seinen Reisen in fremde Welttheile ein Buch zur Beförderung der Länder- und Völkerkunde unter der Jugend

Bd.: 1

Nürnberg (1813)

Paed.pr. 51-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758929-3